

# Zum Weltvolk hindurch!

Paul Rohrbach



INDIANA  
UNIVERSITY  
LIBRARY



# Zum Weltvolk hindurch!

Von

Paul Rohrbach

Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart  
1914

MIB

Alle Rechte, namentlich das Übersetzungrecht, vorbehalten  
Copyright 1914 by J. Engelhorns Nachf.

D 515  
.R 695

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Digitized by Google

## Vorwort.

---

Im Januar 1913 war ich in Innerrafrika auf einer Studienreise durch unsere eben erworbenen neuen Gebiete. Es handelte sich für mich um die Frage, ob ich zum Tschadsee hinauf und von dort über den Venue-Niger-Weg wieder zur Küste gehen, oder mich zum Ubangi und Kongo wenden sollte. Wir sämtlichen Europäer, die wir damals an der alten deutsch-französischen Grenze beisammen waren, stimmten darin überein, daß, falls die gespannte europäische Lage zum Kriegsausbruch führen sollte, der Marsch zum Venue wahrscheinlich die englische Gefangenschaft bedeutete, und wenn das nicht, so doch die Einsperrung im Innern von Kamerun auf unabsehbare Zeit. Ging ich aber zum Ubangi, so konnte ich in längstens zwei Wochen im neutralen belgischen Kongo anlangen und mich von dort irgendwie nach Hause durchschlagen. An Belgien als Gegner dachte von uns harmlosen Afrikanern damals niemand.

Der Schluß des Palavers war, daß Relaisbotschaft nach der Station geschickt wurde, bis zu der damals der Telegraphenbau nach Neukamerun gebiehen war, mit einem Telegramm nach Berlin: „Drahtet politische Lage, damit Reiseroute festlegen kann.“ Die Antwort gelangte für afrikanische Verhältnisse ziemlich schnell zurück und erreichte uns auf dem Weitermarsch in dem Augenblick, wo die Wahl zur Rechten oder zur Linken erfolgen mußte. Sie lautete: „Lage kritisch, Russland beabsichtigt Einmarsch in Armenien.“ Da saßen wir nun im afrikanischen Busch und hielten das Blatt mit den sieben, wie uns dünkte, so schicksals schweren Worten in der Hand. Die Entscheidung schien klar. Ein russischer Angriff auf die Türkei bedeutete nach unserem Wissen um die Grundsätze unserer Politik den europäischen Krieg. Also: Parole Ubangi-Kongo. Ich kam nach Singa, ich fuhr den Ubangi hinunter, dann den Kongo und hörte bei den Franzosen in Brazzaville, daß in Europa wieder alles friedlich sei. Mr. Lucien Fourneau, Lieutenant-Gouverneur du Moyen-Congo, ein Mann, bei dem auch eine kurze Bekanntschaft hinreichte, um die wirtlich bedeutende koloniale Persönlichkeit in ihm zu erkennen, erläuterte mir gleich beim ersten Gespräch in aller Offenheit die Vorzüge und Schwächen des uns abgetretenen

Gebiets und schloß mit einem festen ehrlichen Händedruck: soyons de bons voisins!

Das war im März des vorigen Jahres, und ich verließ Afrika mit der Vorstellung, daß der Weltfriede für absehbare Zeit vielleicht wirklich gesichert sein könnte. Anfang Mai kam ich nach Europa und erfuhr, daß Russland im Januar, während des ersten Balkanfrieses, nur vor unserer bestimmten Erklärung zurückgewichen war, der Einmarsch in Armenien werde unserseits ernste Folgen nach sich ziehen. Gleichzeitig ersah ich aus den russischen Zeitungen und durch persönliche Nachrichten aus Russland, daß die russische Kriegspartei jetzt Oberwasser hatte! Von da an habe ich es für meine Pflicht gehalten, je länger, desto nachdrücklicher auf das hinzuweisen, was meiner Überzeugung nach kommen mußte. Zuerst in den „Preußischen Jahrbüchern“. Nach der Rückkehr von einer amerikanischen Reise gründete ich im Frühling dieses Jahres mit meinem Freunde Dr. Faeh die Zeitschrift „Das Größere Deutschland“ in der Absicht, unsere öffentliche Meinung direkt auf den Krieg vorzubereiten.

Bald nach dem Ausbruch der Krise trat dann an mich der Vorschlag heran, die Artikel über die Kriegsgefahr und den Krieg, mit einigen Aufsätzen, die ich, gleichfalls nach Kriegsausbruch, in der „Hilfe“ geschrieben hatte, zu einem Ganzen zu vereinigen. Ich habe das getan, nicht um Ansprüche als Prophet zu erheben, sondern um durch die folgende kleine Sammlung zu zeigen, daß die Dinge nicht anders gekommen sind, als sie kommen mußten. Die Studie sind, mit Auslassung alles dessen, was heute unversetztlich ist, und mit ganz unbedeutenden stilistischen Änderungen, so abgedruckt, wie sie seinerzeit geschrieben wurden. Die Buchstaben vor jedem Datum bezeichnen die Quelle; die Daten den Tag der Abfassung, nicht des ersten Erscheinens. Die Einleitung ist ein Artikel aus der „Jugend“, den ich in den Briefkasten stellte, als ich auf die Afrikareise ging.

Indem ich noch einmal die Reihe dieser der Tagesarbeit, aber zugleich der festen politischen Voraussicht entstammenden Artikel überblücke, steigt in mir erneut jener Tag inmitten der brennenden und qualmenden afrikanischen Savanne auf, da ich das Telegramm über Russlands erstes Ansezen zum Sprung eingehändigt bekam. Heute sind es nicht mehr die Flammen, von denen das Riesengras der Steppe verzehrt ward, sondern der Weltbrand selber ist ausgebrochen. Möge er diejenigen vernichten, die frevelnd seine Anstifter geworden sind — und möge aus der Glut dieser Prüfung das neue, das Größere Deutschland strahlend hervorgehen!

Paul Rohrbach.

## Inhalt.

---

	Seite
<u>Vorwort</u>	8
<u>Einführung</u>	7
Wie England uns erzog	7
<u>I. Dem Kriege zu!</u>	12
Deutsche Welt- und Kolonialpolitik	12
Die russische Gefahr	24
Zur russischen Kriegsgefahr	27
Ein hartes Muß	33
Die serbische Untat und die politische Lage	36
<u>II. Die Würfel fiebern</u>	39
Keinen Schritt rückwärts!	39
Warum es sein muß	41
Die Schuld — Die Schidung!	45
Unsere Gegner	47
Die Grundsätze vom Kriege	57
Hoch Mittag!	63
Der Vater der Dinge	67
Die Furcht vor dem Frieden	72
<u>III. An der Schwelle des deutschen Weltalters</u>	77
Die Probe der inneren Kraft	77
Wohin muß uns der Krieg führen?	89

---



## Einleitung.

---

### Wie England uns erzog.

J. 9. August 1912.

Niemand von uns vermag heute zu sagen, welches unser Schicksal als Nation sein wird. Eins wissen wir: Diesem Geschlecht wird es bestimmt sein, die Entscheidung zu erleben, ob wir eine Zukunft als Weltvolk haben, gleich den Angelsachsen diesseit und jenseit des Meeres, oder ob dies höchste nationale Ziel für uns unerreichbar bleiben wird ...

Fünftausend Jahre Weltgeschichte können dahin zusammengefaßt werden, daß die indogermanischen Völker zu Trägern, die übrigen Rassen zu Objekten der Historie geworden sind. Wem unter den Siegern schließlich die Gestaltung der Welt als Aufgabe zufallen würde, darüber hat die Entscheidung in den letzten zweihundert Jahren wiederholt geschwankt. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts schien die Zukunft den Romanen zu gehören, denn sie besaßen bis auf ein kleines Stück am nordatlantischen Gewässer die Neue Welt. Frankreichs falsche Wahl im Siebenjährigen Kriege gegen Preußen ist die Ursache gewesen, daß Nordamerika heute angelsächsisch ist, anstatt romanisch, und daß die angelsächsische statt der französischen Rasse den Aufstieg nahm. Einer hätte dies Geschick noch wenden können — aber der Haß der Revolution gegen die königstreue gebliebene Flotte hatte Frankreichs Wehr zur See zerstochen, unmittelbar bevor für seine Zukunft in der Welt alles darauf anlief, ob Napoleon für einen halben Tag die Herrschaft über die paar Meilen Wasser zwischen Boulogne und der englischen Küste würde behaupten können. Seitdem blieben die Angelsachsen fast ein Jahrhundert lang die einzigen unter den Völkern, von denen Wirkungen im großen Stil auf die überseeischen Nationen ausgingen. Was die außereuropäische Welt von der

Kultur und den materiellen Interessen der abendländischen Menschheit zu spüren bekam, das gelangte zu ihr so gut wie ausschließlich in englischem Gewande und von englischem Geist getragen. Ein großes angelsächsisches Kulturgebiet mit einer Anzahl eingelapster Enslaven, wo man nicht englisch redete und dachte — das schien die Zukunft der Erde zu sein.

Da begann der Aufschwung Deutschlands. Ihm kam zugute, daß die staats- und wirtschaftspolitische Einigung der Deutschen mit der Epoche des großartigsten technischen Fortschritts zusammenfiel, den die Menschheit bis dahin erlebt hatte, und daß dieser auf methodisches Naturerkennen gegründeten Technik gerade das beste Stück unserer nationalen Begabung auf das glänzendste entsprach: die exalte Arbeitsenergie, deren wir fähig sind. Dazu schuf unser rapid einsetzendes Volkswachstum immer neue und neue Arbeitskräfte und erzeugte gleichzeitig den inneren Überdruck unseres Wirtschaftslebens, der den Fortschritten der letzten beiden Jahrzehnte bei uns den unwiderrührlichen Schwung gab, den die Welt kennen gelernt hat.

In England wurde man aufmerksam, noch nicht recht politisch, aber geschäftlich. Hätten wir bereits eine Flotte gehabt, die diesen Namen verdiente, dann wären uns die Engländer wahrscheinlich von vornherein anders gekommen. So aber beschränkte man sich auf die rein handelspolitische Abwehrmaßregel des „Made in Germany“, die bald genug das Gegenteil des gewünschten Erfolges bewirken sollte. Ungefähr um dieselbe Zeit schlug die deutsche Regierung der englischen den Tausch von Helgoland gegen eine Million Quadratkilometer deutscher Ansprüche in Afrika vor. Die Engländer gingen drauf ein, weil sie weder eine deutsche Flotte sahen, der Helgoland hätte etwas sein können, noch glaubten, daß es einmal eine geben würde.

Sieben Jahre später ging die deutsche Politik nach China und darauf nach Konstantinopel. England wollte schon mit der Faust auf den Tisch schlagen, aber indem man sich umsah, bemerkte man, daß die Deutschen immer noch slottenlos und darum ungefährlich waren; außerdem zu Lande von der französisch-russischen Nachbarschaft umspannt. Um so unbegreiflicher, zweckloser erschien es, wenn sie sich auf solche Weise überseatisch betätigen wollten. Wenn auch unmittelbares Einschreiten noch nicht nötig erschien, so war doch auf alle Fälle eine kräftige Verwarnung am Platz. Es fiel jenes Wort: wenn Deutschland wagt, an englische Interessen zu röhren —

was ist dann die deutsche Flotte? — Nichts als eine Fliege an der Wand, die man totdrückt!

Das war so richtig gesagt, daß wir Deutschen eigentlich allesamt hätten aufhorchen und uns fragen müssen: was soll denn werden, wenn unsere Bevölkerung und unsere Überseeinteressen noch weiter in solchem Tempo zunehmen und den Engländern immer unbedeutender werden? Daß England nicht nur zu drohen, sondern auch zuzuschlagen gewohnt ist, lehrte uns ja das Beispiel Hollands im 17., das Frankreichs im 18. und 19. Jahrhundert. Sie beide durften Englands Freunde sein, nachdem England ihren Seehandel, ihre Kriegssflotten und ihr Kolonialreich mit Gewalt auf ein ihm genehmes Maß reduziert hatte. Damals, zu Cromwells Zeit, hieß es: was bedürfen wir weiter eines Kriegsgrundes gegen die Niederländer, wenn wir doch ihren Handel für uns haben wollen? Jetzt tauchte eine ebenso einfache und deutliche Formel auch für die Lösung der Frage der deutschen Konkurrenz auf: wenn Deutschland morgen niedergeworfen ist, so gibt es übermorgen keinen Engländer, der dadurch nicht reicher geworden wäre!

Das war der Beginn der englischen Lektionen für die öffentliche Meinung in Deutschland. Ihr Sinn war kurz und klar: baut Schiffe! Wovon aber bauen, wenn die Mittel beim Reichstag waren und jedesmal das jammervolle Feilschen um jeden neuen Riegel und jeden neuen Mast begann, sobald die Regierung ein paar Schiffe beantragte? Was den Reichstag und die Nation schließlich aus ihrer Taubheit und Blindheit gerissen hat, das ist nichts anderes, als das von Jahr zu Jahr lauter über den Kanal tönende Drohen der Engländer gewesen. Noch bevor es aber zu dem Getöse des letzten Jahrzehnts angeschwoll, ja, bevor den Engländern selbst anging so recht deutlich zu werden, welche Entwicklung Deutschland einschlug, war an der entscheidenden Stelle bedacht und beschlossen, was not tat.

In den zwölf Jahren seit dem Tode des alten Kaisers war bei uns von oben her viel Ansehnliches getan und noch mehr Ansehnliches gesagt worden, aber der große Wurf des deutschen Flottengesetzes von 1900 hat nach dem Willen, aus dem er entsprang, und nach dem Erfolg, zu dem er geführt hat, vieles ausgelöscht, worum das Volk mit dem Kaiser wohl sonst zu rechten gehabt hätte. Auch ein so genial erdachtes und so glücklich durchgeföhrtes Stück Politik, wie den Aufklärungsfeldzug des Reichsmarineamts vor jener großen Flottenvorlage haben wir im Verhältnis unserer Regierung zur öffentlichen Meinung nicht wieder erlebt; und diese Leistung war

um so größer, als kaum etwas geschehen durfte, um die unbeabsichtigte politische Pädagogik, die von England her am deutschen Volke geübt wurde, in einer Weise zu unterstreichen, die drüber aufreizend wirkte.

Während der Jahre von 1900 bis 1907 hätte es in England nur des Entschlusses bedurft, um die entstehende deutsche Flotte wieder vom Meere verschwinden zu lassen. Dort aber hatte mittlerweile der Mann den Thron bestiegen, dem wir Deutschen den größten Dank unter allen unseren Gegnern schulden, weil er es gewesen ist, der unsere Erziehung zum Flottenverständnis am nachhaltigsten vorangebracht und außerdem die entscheidende Gelegenheit versäumt hat, uns zu Boden zu werfen: König Eduard VII. Seine Idee war die, Deutschland durch den bloßen Druck einer politischen Kombination von überwältigender Stärke vor England auf die Kniee zu zwingen. Dazu wurde Russland durch Versprechungen auf persische und türkische Kosten gewonnen, nachdem Japan bei Tsushima und Mukden den Auftrag besorgt hatte, die indische Flotte zu sichern und die russische Politik zur Gefolgschaft Englands gefügig zu machen; dazu erhielt Frankreich Marokko und Spanien die Verschlägerung mit dem englischen Königshause; dazu bot man Italien die Anwartschaft auf das andere Ufer der Adria. Algesiras war die Generalprobe für die politische Rollenverteilung.

Gleich nach dem russisch-japanischen Kriege kam eine große gepanzerte Drohung an die deutsche Adresse: der Bau der Dreadnought. Als sie auf dem Wasser schwamm, wäre es Zeit gewesen, Ernst gegen uns zu machen. Da das nicht geschah — Russland erwies sich durch den Krieg und die Revolution als so schwer getroffen, daß es einstweilen versagte — so schnellte der Pfeil vom überspannten Bogen auf England zurück. Der Dreadnought-Typ hat alle Schiffsklassen, die vor ihm liegen, so stark entwertet, daß es fast nur noch auf die Zahl dieser modernen Großkampfschiffe ankommt, die in der Schlachtklinie fahren. Mit ihnen aber haben wir die Engländer, die glaubten, unsere Konstrukteure und Werften würden technisch nicht nachkommen können, so weit eingeholt, daß wir fast im Verhältnis von 2 : 3 zu ihnen stehen, ein Resultat, an das noch vor einem Jahrzehnt kein Deutscher und kein Engländer zu denken gewagt hätte!

Eduard VII. hat in den zehn Jahren seiner Regierung zwar nicht die beabsichtigte Einkreisung Deutschlands, wohl aber die Erziehung der Deutschen zum Verständnis der Seegewalt zustande

gebracht. Das letzte, was dazu noch geschehen mußte, hat die englische Politik während der Marokkocrisis geleistet. Wenn England und Frankreich schließlich doch nicht gegen uns geschlagen haben, so war es zumeist darum, weil die Engländer nicht mehr wagten, die von Frankreich verlangten hundertfünfzigtausend Mann Hilfs-truppen angesichts der deutschen Torpedo- und Unterseeboote über die Nordsee nach Belgien zu transportieren. Jetzt also, scheint es, ist es für England schon zu spät geworden, die deutsche Flotte mit Aussicht auf entscheidenden Erfolg anzugreifen. Welches aber wäre heute unsere Lage gegenüber England, wenn wir zwar so erfolgreiche Übersee-Konturrenten der Engländer geworden wären, wie wir sind, uns aber mit unserer Flotte noch auf dem Stande von 1900 befänden? Womit wollten wir dem Schicksal Hollands entgehen, dessen Handelstonnage vor zweieinhalb Jahrhunderten so groß war, wie die des ganzen übrigen Europa zusammengenommen, das aber keine Kriegsschiffe bauen wollte, weil die zuviel Geld kosteten? Sollten die Deutschen ein Weltvolk werden, so werden sie das mehr als allem anderen dem Flottenbau während des Jahrzehnts, das der Marokkocrisis voranging, verdanken. Daß heute jeder politisch mündige Deutsche das einsieht, ist das Verdienst der unfreiwilligen Erziehungsarbeit, die England an uns geleistet hat. Wie nahe aber die Gefahr an uns vorübergegangen ist, das werden wir ermessen, indem wir uns vorstellen, daß in der entscheidenden Stunde ein Mann von geringerer Begeisterung und weniger festem Willen in Flottensachen das Ruder in der Hand gehalten hätte, als Wilhelm II.

---

## I. Dem Kriege zu!

### Deutsche Welt- und Kolonialpolitik.

P. Jb. 25. Juni 1913.

Ich bin vor dem Ausbruch des Balkankrieges auf eine innerafrikanische Studienreise gegangen und erst, nachdem der letzte Schuß vor Skutari gefallen war, wieder nach Europa zurückgekehrt. Von den großen Ereignissen der europäischen Politik hörte ich also am oberen Sanga und Kongo, an den Gestaden von Aquatorialafrika und auf dem Plan Alto von Angola fast ein Jahr lang nur den entfernten Nachhall. Es ist beinahe so, als ob jemand im Märchen durch einen Zauberstab der Welt entzückt wird und sie beim Wiedererwachen verwandelt vorfindet. Nicht nur die Karte der Balkanhalbinsel ist umgeändert, Italien eine nordafrikanische Macht geworden, die Türkei geschlagen und erschüttert, das Südslawen- und Griechentum kräftig in die Höhe gekommen — sondern auch die Beziehungen der Großmächte zueinander haben sich verändert.

Rußland vor allem, sehe ich, hat sich als die eigentliche große Gefahr für den europäischen Frieden im allgemeinen und für die Sicherheit Deutschlands im besonderen offenbart. Allerdings, nicht Rußland schlechthin und als Ganzes, sondern nur eins von den drei Rußlanden, die man unterscheiden muß. Das amtliche Rußland ist sich nicht nur seiner Verantwortung für den Fall eines Weltkrieges bewußt, sondern auch der unabsehbaren Gefahr, in die ein solcher den Staat stürzen würde. Die Selbstherrschaft, die Dynastie, die Einheit und Unversehrtheit des Reichs, alles ist gefährdet, sobald schwere Niederlagen eintreten oder der Krieg sonst eine Wendung zum Schlimmen nimmt. Es ist ein Irrtum, die revolutionäre Stimmung in weiten Kreisen der russischen Gesellschaft für erloschen, die Armee oder gar die Marine wieder für innerlich ganz und gar zuverlässig zu halten. Rasche Erfolge, große Siege würden die

revolutionären Unterströmungen wahrscheinlich wirkungslos machen. Aber wäre es mehr als die Hoffnung eines Spielers, auf die ganz unbestimmte, den deutschen und den österreichischen Heeresmassen gegenüber kaum wahrscheinliche Chance sofortiger großer Triumphe hin den Krieg zu wagen? Geht er verloren, so sind Polen, Bessarabien und der Kaukasus keinesfalls mehr zu halten, Mittelasien mit Nordpersien, Ost-Sibirien und Finnland vielleicht auch nicht mehr. Was aus den baltischen Provinzen und damit aus Petersburg wird, das könnte bei Deutschland und Schweden stehen, und ob nicht auch eine politische Scheidelinie zwischen den 65 Millionen Großrussen und den 35 Millionen Klein- und Weißrussen entsteht, vermag niemand zu sagen. Dazu kommen die Erfahrungen des japanischen Krieges und der persönlich friedliebende, wohlvollende Charakter des Kaisers Nikolaus II.

Das zweite Russland, das moskowitische, ist von all diesen Fragen und Zweifeln wenig gebrüxt. Es lebt in der Idee, daß Gott ihm neben anderen Gütern, die es vor dem faulen Westen voraus hat, einen besonderen Geist, den der Rechtgläubigkeit, geben und ihm außerdem als sein Erbteil den Kampf gegen die Ungläubigen, den Schutz der orthodoxen Brüder unter dem Halbmond und die Nachfolge von Byzanz zuerteilt habe, von wo es seinen Glauben erhielt. Dies moskowitische Russland sah mit Unbehagen und mit dem Gefühl, seiner gottgewollten Aufgabe untreu zu werden, die Wendung der Petersburger Politik nach dem fernen Ostasien, und es hatte das richtige Empfinden, daß die beiden Ziele, die Herrschaft am Stillen Ozean zu gewinnen und das Doppelkreuz wieder auf die Sophia in Konstantinopel zu setzen, nicht miteinander vereinbar seien. Dem Moskowitertum wohnt an sich kein Prinzip der Feindschaft gegen den Nachbarn im Westen inne, aber wenn ihm die Idee suggeriert wird, daß der Weg nach Konstantinopel notwendig durch das Brandenburger Tor führe, so wird es auch diesen Marsch unter dem Gesichtspunkt seiner nationalen Pflicht ansehen.

Das gefährlichste von den drei Russlanden ist das dritte, das polnisch-istische, und wir dürfen leider nicht im mindesten daran zweifeln, daß es darnach strebt, die Entscheidung über den Gang der russischen Politik an sich zu reißen, indem es das offizielle Russland einschüchtert und das moskowitische sich dienstbar macht. Alexander II. ist gegen seinen Willen in den Türkenkrieg gegangen, weil die moskowitische Partei, damals noch mit dem aufstrebenden Panislavismus gewissermaßen eine Einheit, ihn dazu zwang, und

Nikolaus II. weiß, daß neben seinem Throne, dessen direkter Erbe ein krankes Kind ist, Leute stehen, die alle Tage bereit sind, die panslawistische Kriegsfurie auf Europa loszulassen, wenn sie dafür nach der Mütze Monomachs greifen dürfen. Ich habe die Zeit, seit ich wieder in Europa bin, soweit ich konnte, dazu verwendet, mich über die heutige Stimmung in Russland zu unterrichten, und ich muß zugeben, sie ist noch viel schlimmer, viel chauvinistischer, viel leidenschaftlicher gegen Deutschland-Osterreich gerichtet, als 1909 und 1910, als ich nach dem Belanntwerden der deutschen Intervention zugunsten Österreich-Ungarns Gelegenheit hatte, mit Petersburger Kreisen Fühlung zu nehmen. Die antideutsche Wühl- und Hetzarbeit in der panslawistischen Presse wird jetzt mit einem so fanatischen Nachdruck betrieben, daß der Erfolg nicht ausbleiben kann. Die Stimmung in Russland uns gegenüber ist heute ähnlich, wie in Frankreich nach Königgrätz. Dort war es nicht einmal die Gesamtheit der Nation, die nach „Revanche pour Sadowa“ rief, aber es waren die chauvinistischen „nationalen“ Wofführer, die es taten, und denen Napoleon ebenfalls gegen seinen Willen und gegen die Regungen einer besseren Einsicht erlag. Die öffentliche Meinung in Russland ist nicht mehr normal; nicht nur die panslawistische Kamarilla militärischer und ziviler Natur, nicht nur die vor wirklicher oder gemachter Leidenschaft sich besinnungslos gebärdende Hetzpreisse, sondern auch das Groß der gebildeten und anständigen Leute locht vor Erbitterung gegen Deutschland und Österreich. Der systematischen Beeinflussung durch eine journalistisch hochstehende Presse — das sind die großen russischen Zeitungen — ergibt sich schließlich jedes Publikum, und das russische um so mehr, als die unbefriedigenden inneren Zustände das Interesse für die auswärtige Politik bis zur Leidenschaftlichkeit verschärfen. Daß die panslawistische Legende gegen Deutschland, die ihre Wurzeln in dem vermeintlichen Verrat der russischen Interessen auf dem Berliner Kongreß von 1878 hat, historisch durch und durch unwahr ist, macht für die Beurteilung der heutigen Lage gar nichts aus. Praktisch müssen wir mit der Tatsache rechnen, daß die Leidenschaften drüben auß höchste erhöht sind, und daß der einzige Damm gegen den Losbruch in der Besonnenheit und der Nervenstärke des Zaren und der Staatsmänner besteht, die augenblicklich an der Spitze der Geschäfte sind. Selbst im absolutistischen Russland kann aber auf die Dauer keine Regierung existieren, die sich der einmütigen Forderung der Nation nach einer bestimmten auswärtigen Politik widersetzt, zumal nach einem ver-

Iorenen Kriege, der die Wiederherstellung des militärischen Prestiges verlangt.

In Summa: die russische Gefahr kann nicht hoch und ernst genug eingeschätzt werden, und es ist sehr nötig, daß wir uns mit Russland eindringlich beschäftigen. In Russland heute große deutsche Werte anzulegen, ihm deutsches Geld zur Verfügung zu stellen, würde durchaus nicht unseren Interessen entsprechen; viel besser für uns ist es, wenn wir Frankreich auch weiterhin den Geldgeber der Russen bleiben lassen. . . .

Die englische Politik wäre an sich bereit, zur Teilung der Türkei zu schreiten, etwa nach dem Schema: Arabien, Mesopotamien (das untere wie das obere Stromland) und ein möglichst großes Süd von Syrien englisches Protektorat, Russland mit Armenien, Frankreich mit etwas Syrien, Deutschland mit einigen Quadratmeilen am Golf von Alexandrette abgesunken. Die Halbinsel Anatolien, das eigentliche Kleinasien, würde dabei im englischen Interesse am besten als Reststück der Türkei weiterexistieren, der Sultan aber dürfte nicht mehr Kalif sein, sondern müßte diese Würde an den Khedive abtreten. Die Verwirklichung dieses vollen Programms erscheint England aber gegenwärtig unausführbar, vor allen Dingen deshalb, weil die russischen Hegemoniepläne auf der Balkanhalbinsel es gefährlich durchkreuzen, und weil Russland sich außerdem nicht mit Armenien begnügen, sondern womöglich ganz Ost-Kleinasien bis zum Golf von Alexandrette mit annexieren will: ein Zielpunkt, auf den der König Karl von Rumänien schon gleich nach dem englisch-russischen Vertrag über Persien aufmerksam gemacht haben soll. Dazu kommt natürlich das Erfordernis, sich mit Deutschland zu verständigen, denn daß wir uns im Ernst als englischer Kettenhund gegen Russland und Frankreich an den cilicischen oder syrischen Toren festbinden lassen, im übrigen aber die veränderte Welt mit reinem Wohlwollen begrüßen würden, glaubt in England doch kein verantwortlicher Politiker.

Wir sind mit allem Nachdruck dafür, daß die vorhandene Gelegenheit, ein gutes Verhältnis zu England zu gewinnen, soweit benutzt wird, wie nur irgend möglich, aber wir halten grundsätzlich an der ganz selbstverständlichen Forderung fest, daß Deutschland sich nicht mit der Rolle eines Registrators englischer Machtvergrößerungen begnügen darf, und wir erweitern sie dahin, daß dem Prinzip der Kompenstationen auch eine gewisse rückwirkende

Kraft zugeschrieben werden muß. Unsere Rechnung und Gegenrechnung mit England beginnt mit der englischen Okkupation in Ägypten. Mögen auch damals, als die Engländer Ägypten in Besitz nahmen, die Ansprüche der deutschen Politik auf Schadloshaltung ihrem Wesen nach für das öffentliche Urteil nicht ohne weiteres auf der Hand gelegen haben, weil die unmittelbar bevorstehende, bereits im Werden begriffene Verschlechterung unserer wirtschaftlich-nationalen Existenz in überseeische Zusammenhänge noch nicht jedermann deutlich war — dem Wesen nach war sie schon vorhanden, denn die im Gange befindliche Entwicklung mußte notwendigerweise zu dem heutigen Stande der Dinge hinführen. Wir stellen also fest, daß wir für Ägypten noch eine Forderung an England haben, ebensogut wie Frankreich sie hatte, daß auch erst nach einundzwanzig Jahren, in der Überlassung Marokkos (1903), die Begleichung seiner Ansprüche erzielte.

Das zweite Objekt ist Persien. England und Russland haben sich 1907 in dieses Land geteilt, und es ist durchaus klar, daß weder der eine noch der andere Partner des Vertrages auf seine Ansprüche verzichten wird. Persien lasse ich aus eigener Ansicht und kann nur urteilen: es ist ein so großer Erwerb und seine Einbeziehung in die exklusive politische Interessensphäre Russlands und Englands bedeutet für diese einen solchen Vorteil und eine solche Erweiterung ihrer Macht, daß es für uns, die wir an Russland angrenzen und mit England uns in der stärksten politischen Interessenverschlechterung befinden, ganz ausgeschlossen ist, die Streichung Persiens aus der Liste der selbständigen Staaten und seine Verwandlung in englisch-russisches Reservatgebiet anders zu genehmigen, als unter der Voraussetzung ausreichender Schadloshaltung. Dazu kommt, daß speziell für England der Besitz Persiens dadurch noch einen besonderen Wert hat, daß es ebenfalls ein Glied — und zwar eins von entscheidender Wichtigkeit — für die Verwirklichung der englischen Herrschaftsidee rings um den Indischen Ozean bildet. Durch sie wird das englische Weltreich wieder um ein Bedeutendes mächtiger und geschlossener hingestellt werden, als es vorher war. Das brauchen wir den Engländern an sich nicht zu missgönnen, aber sie und wir müssen einsehen, daß es für uns ein Gebot der Selbsterhaltung ist: keine Machtvergrößerung unserer Mitbewerber in Weltpolitik und Weltwirtschaft stattfinden zu lassen, es sei denn, sie werde auf unserer Seite durch einen gleichwertigen Zuwachs an Einfluß aufgewogen!

Solange Deutschland mit seinen Daseinsgrundlagen innerhalb seiner europäischen Grenzen „saturiert“ und imstande war, allein durch sein europäisches Schwergewicht sich die Berücksichtigung seiner Interessen zu sichern, brauchte es den Grundsatz der Kompensationen nicht unbedingt auf die außereuropäischen Erdteile auszudehnen. Heute aber sind wir dazu genötigt, und eine Führung unserer Politik, die dieser Notwendigkeit keine Rechnung trägt, könnte nicht den Anspruch erheben, daß das Vertrauen der Nation sie begleite.

Wenn also von amtlicher deutscher Stelle wiederholt verkündigt worden ist, unsere Beziehungen zu England seien vortrefflich, und es bestände Aussicht, daß sie noch besser würden, so müßte diese Mitteilung mit der Maßgabe verstanden werden erstens, daß das amtliche England unzweideutig in die Erhaltung der asiatischen Türkei in ihrem wesentlichen heutigen Bestande eingewilligt hat, und außerdem, daß England ernsthaft bereit ist, Deutschland zu den Kompensationen zu verhelfen, auf die es an sich und zum Unterpfande für die Realität der englischen Freundschaft Anspruch hat. Wo sie am natürlichssten liegen würden, das ist klar: in Afrika — und ebenso kann es darüber keine Debatte mehr geben, daß nur eine ganz bedeutende Erweiterung des deutschen kolonialen Betätigungsgebietes in Frage kommen kann.

Deutschland kann sich auf kolonialem Gebiet in einer seiner Größe und seinen Bedürfnissen entsprechenden Weise nicht betätigen, wenn es nicht eine bedeutende Vergrößerung seines Kolonialbesitzes erreicht. Die bisherigen Ergebnisse unserer Kolonialpolitik sind mit Rücksicht auf unsere Jugend als Kolonialvölk, auf die schweren zu Anfang gemachten kolonialpolitischen Fehler und auf den verhältnismäßig geringen Gesamtumfang unserer afrikanischen Besitzungen nicht gerade schlecht. In den letzten Jahren sind die Fortschritte sogar ganz gute gewesen. Trotzdem dürfen wir uns nicht darüber täuschen, daß wir mit den Stücken von Afrika, die wir bisher erworben haben, kein Kolonialvölk werden können. Ich habe diesmal die koloniale Tätigkeit der Engländer in verschiedenen, zum erstenmal von mir besuchten Gebieten des tropischen Afrika kennen gelernt, und ich bin noch mehr als früher unter dem Eindruck der Erkenntnis zurückgekehrt, daß für unseren afrikanischen Besitz das Wort gilt: Zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig. Vergleichen wir unser koloniales Wesen mit dem englischen, nicht mit der englischen Kolonialpolitik als Ganzem, sondern nur mit England in Afrika, so müssen wir nicht

nur bekennen, daß wir weit hinter den Engländern zurück sind, sondern auch, daß der wesentliche Grund hierfür nicht so sehr in unserer größeren kolonialen Jugend, sondern in der größeren kolonialen Tüchtigkeit des Engländer besteht. Bei diesem Stande der Dinge wird es in der Hauptsache sein Bewenden haben, solange nicht die größere Weite des kolonialen Spielraums bei uns auch einen größeren Aufschwung des kolonialen Geistes hervorbringt. Eine Vergrößerung des deutschen Kolonialreichs im Einvernehmen mit England wäre für uns von entscheidendem Wert; fiele sie aber nicht so bedeutend aus, daß die quantitative Besitzvermehrung hinreicht, um uns zu einer wirklichen kolonialen Großmacht zu machen, so wäre es besser, wir verzichteten bis auf Weiteres auf jedes afrikanische Arrangement und erhielten unsere Ansprüche aufrecht. Die Konsequenzen für die Verständigung mit England ergeben sich dann von selbst.

Es ist ein Beweis für den praktischen und national-psychologischen Scharfsblick der Engländer, wenn sie das Bedürfnis Deutschlands nach Kolonien, das sie früher voller Ironie zu bestreiten pflegten, in den letzten Jahren mehr und mehr anerkannt haben. Häufig findet man jetzt in der englischen Presse die Notwendigkeit für Deutschland erörtert, sich „outleis“ für seinen wachsenden Bevölkerungsüberschuß zu suchen. . . .

Es sind ziemlich weitgehende Voraussetzungen für eine große allgemeine Verständigung auf afrikanischem Boden zwischen uns und England vorhanden. Ein Fehler auf der englischen Seite wäre es aber, wenn gewichtige Gegenleistungen von der deutschen Politik verlangt würden. Erst dachte man an eine Einschränkung des Flottenbaus und jetzt ist zu befürchten, daß man unerfüllbare Ansinnen auf dem Felde der orientalischen Politik an uns stellt. Wir wiederholen: Es muß grundsätzlich daran festgehalten werden, daß eine deutsch-englische Verständigung nicht politische Zukunftsgeschäfte zu bezahlen, sondern eine Abrechnung über Vergangenheit, über den einseitigen englischen Machtzuwachs in Ägypten, Arabien, Persien usw., darzustellen hat. . . .

Es ist nicht genug, wenn die deutsche Politik ihren Weg zwischen den Aufgaben und Ereignissen der augenblicklichen Entwicklung hindurch sucht, mit dem Ziel, die Sicherheit und die Würde des Reiches zu wahren. Sie muß mehr tun und von höheren Gesichtspunkten

bestimmt sein; sie muß sich bei ihren Maßnahmen und bei ihrer grundsätzlichen Stellungnahme fragen: welches wird die Rückwirkung auf die entferntere Zukunft sein? Falsch ist es, wenn noch weite Kreise unserer öffentlichen Meinung darin besangen sind, zu wöhnen, wir hätten mit den Errungenschaften von 1870/71 im Prinzip und für absehbare Zeit unser nationalpolitisches Ziel erreicht und es läme nun nur noch darauf an, den erworbenen Platz in der Welt zu behaupten. Nicht das ist die höhere Bedeutung der Reichsgründung und der Schöpfung einer teilweisen nationalen Einheit. Vor vier, noch vor drei Jahrzehnten konnte es freilich ungefähr so aussehen; seitdem aber ist deutlich geworden, daß der Entscheid über unsere nationale Zukunft in Wahrheit noch aussieht und daß der Frankfurter Frieden nur die materielle Grundlage geschaffen hat, von der aus wir das Ringen um die Zukunft als Weltvolk erst aufzunehmen haben. Worum es sich bei dieser Zukunft handelt, das wird uns deutlich, wenn wir uns vorzustellen versuchen, wie die Welt in nationalpolitischer Beziehung nach fünfzig oder nach hundert Jahren aussehen wird.

Dass die Zukunft des Angelsachsentums jenseits des Meeres gewaltig ist, das ist uns allen ein geläufiger Gedanke. Es sind aber durchaus nicht nur die Angelsachsen, die einer solchen Zukunft entgegengehen, sondern z. B. auch die romanischen Nationen in Südamerika. Heute, wo man diese Republiken noch großenteils unter den Sammelbegriff der sogenannten Raubstaaten zu bringen geneigt ist, könnte eine solche Voraussage manchem noch seltsam erscheinen. Aber wenn man zunächst sich rein auf die zahlenmäßige Seite des Problems beschränkt, so unterliegt es kaum einem Zweifel, daß im lateinischen Südamerika nach einem halben Jahrhundert, sagen wir 50—70 Millionen, und nach einem Jahrhundert mindestens doppelt soviel spanischsprechende Menschen vorhanden sein werden. Von Kennern der südamerikanischen Verhältnisse ist gelegentlich schon darauf aufmerksam gemacht worden, daß es wahrscheinlich nur eine Frage der Zeit ist, wann sich die aus dem spanischen Kolonialreich hervorgegangenen Einzelstaaten zwischen der Landenge von Panama und dem Kap Horn unter Führung der kräftigen und verhältnismäßig rassreinen politischen Gebilde des Südens, Argentinien und Chile, zu einem großen Bundesstaat nach dem Muster der nordamerikanischen Union vereinigen. Die starke Einwanderung, die aus dem romanischen Europa, vor allem aus Italien,

fort und fort nach Südamerika fließt — sie hispanisiert sich dort ebenso, wie das nichtenglische Element in den Vereinigten Staaten im angelsächsischen Wesen aufgeht —, bringt dauernd einen kräftigen Schuß europäischer Energie in diese Länder. Von Brasilien mit seinem überwiegend tropischen Charakter will ich dabei noch nicht einmal so reden, wie von Republiken des Südens und Westens, aber es muß doch auch erwähnt werden, daß mindestens Südbrasiliens, wenn auch durch seine portugiesische Sprache von den anderen etwas geschieden, eine große nationalpolitische Zukunft hat. Worauf es ankommt, zu wissen, ist dies: dort drüben werden im Laufe der nächsten zwei bis drei Menschenalter jugendliche nationale Riesen-gebilde lateinischer Rasse von mächtiger wirtschaftlicher und politischer Kraft in die Höhe wachsen, die über einen unermesslichen Raum für ihre weitere Entwicklung, namentlich für ihre Volkszunahme, verfügen. Es kann gut sein, daß ein Teil der südamerikanischen Republiken uns noch eine Zeitlang das Schauspiel politischer Herrbilder gewährt. Man hat aber auch die Balkanstaaten lange Zeit ähnlich angesehen, und eines Tages standen sie mit neuen Fähigkeiten im neuen Lichte da. Die halbe Million Deutscher, die es im ganzen genommen in Südamerika vielleicht gibt, wird den lateinischen Charakter des Kontinents weder gegenwärtig noch zukünftig merkbar beeinflussen, aber sie wird für das Ganze sicher ein Element erhöhter Tüchtigkeit abgeben.

Von Russland kann man heute sagen, daß seine Kraft militärisch wie finanziell fast allgemein überschätzt wird, daß ihm sehr wahrscheinlich noch große innere Erschütterungen bevorstehen, und daß es vielleicht noch eine Zeit offensichtlicher politischer Kraftlosigkeit erleben wird, während derer es im Rate der Nationen wenig bedeutet. Wenn das geschieht, so wird es aber nur vorübergehend der Fall sein, denn ein Volk, wie das russische, hat Lebenskraft genug in sich, um auch durch die schwersten Krisen hindurchzugehen. Es wird sich auf die Dauer als ein nationalpolitisches Massengebilde erster Ordnung behaupten und letzten Endes auch immer ein entsprechendes staatlich organisiertes Schwergewicht in die Wagschalen der Weltgeschichte werfen können. Das nördliche und das mittlere Asien wird ein Ausbreitungsgebiet für das Russentum sein und bleiben, und irgend einmal wird sich dieses auch finanziell, volkswirtschaftlich und technisch annähernd bis auf die Stufe der anderen großen Weltvölker entwickelt haben, so daß es imstande sein wird, sich voll der gewaltigen Hilfsmittel und natürlichen Vorteile zu bedienen,

die ihm durch die Weite des von ihm beherrschten Raumes, durch die Schäze seines Bodens und durch die Tüchtigkeit der Völkerchaften, die ihn bewohnen, geboten werden. Die Weiträumigkeit des Wohn- und Herrschaftsgebietes wird in einem Jahrhundert ein viel größeres Gewicht für die Macht der Völker haben, als heute. Ein Jahrhundert erscheint lang; kann man wirklich verlangen, daß Politik auf ein Jahrhundert hinaus gemacht werden soll? Die Frage ist verneint worden, aber man hat ein Moment dabei übersehen, das erst in jüngster Zeit praktisch deutlich geworden ist: eben die Bedeutung der großen leeren Räume, von denen wir vorhin sprachen und in die die jungen Völker mit einer im Verhältnis zur Alten Welt rapiden Vermehrungsquote jetzt hineinzuwachsen anfangen. Auch die Russen sind im Vergleich zum alten Westen solch ein neues Volk; weltgeschichtlich betrachtet, sind sie noch kein Jahrhundert älter, als die Nordamerikaner. Außer diesen verfügen von den neuen angelsächsischen Nationen jenseits des Meeres auch die Australier und in noch größerem Maßstabe die Kanadier räumlich über weitbegrenzte Entwicklungsmöglichkeiten für die Zukunft. Von den Romanen in Südamerika haben wir bereits gesprochen, und wenn man nicht das archäologische und das Kulturalter, sondern den Beginn des Kontaktes mit der modernen Welt zum Maßstabe nimmt, so sind das jüngste Geschichtsvolk die Chinesen. Sie haben bereits nicht nur den Raum, sondern auch die Masse für sich, so sehr, daß ungefähr jeder vierte Mensch auf der Welt ein Chines ist. Und wiederum müssen wir uns vorstellen, nicht was heute in China ist, sondern was in hundert Jahren dort sein wird. Wir feiern jetzt die Erinnerung an die Erlebnisse unseres Volkes vor einem Jahrhundert, und es sind noch viele unter uns, die in ihrer Jugend von den Alten haben erzählen hören, wie es bei Jena und Leipzig gewesen ist. In diesem Sinne kann man sagen, daß die Erinnerung eines Geschlechts drei Menschenalter zu umspannen vermag, und daß ein Jahrhundert in der Geschichte nicht lang ist. Wahrscheinlich wird es nicht so lange dauern, bis die chinesische Welt imstande sein wird, aus ihrer alten Kultur und den jetzt auf sie eindringenden westlichen Einflüssen ein neues organisches Ganzes zu gestalten und, im Besitz aller modernen Technik und Wissenschaft, einen Platz unter den Großvölkern zu beanspruchen, der einigermaßen dem Raum, den sie einnimmt, und der Menschenzahl, die sie beherbergt, entsprechen wird.

Wie aber wird es alsdann um Deutschland stehen? Zwar unterliegt es keinem Zweifel, daß die Entwicklung der letzten zwanzig

Jahre, die kolossale Zunahme an Bevölkerung, Industrie, Handel, Wohlstand, noch eine ganze Weile so weitergehen kann, wie bisher. Es fehlt noch viel daran, daß ganz Deutschland so dicht bevölkert ist, wie Sachsen, Belgien oder das nordwestliche England. Ebenso wenig braucht man zu bezweifeln, daß wir Geld genug haben und in zehn oder zwanzig Jahren erst recht genug haben werden, um eine Armee und eine Flotte zu unterhalten, so stark, daß sie uns im Verein mit unseren natürlichen Bundesgenossen im Ernstfall ganz Europa furchtbar macht. Durch all das wird sich aber nichts an der Tatsache ändern, daß das Deutsche Reich nicht mehr als reichlich eine halbe Million Quadratkilometer umfaßt und daß dieses Areal räumlich genommen eine verschwindende Größe gegenüber Russland, gegenüber England und dem angelsächsischen Amerika, gegenüber China bedeutet. Das ist das eine. Das andere ist, daß unsere gegenwärtigen und zukünftigen Mitbewerber unter den Weltvölkern nicht nur über unendlich viel mehr Platz zu ihrer Ausdehnung verfügen, sei es direkt, sei es durch die mit ihnen verbundenen und von ihnen geführten überseeischen Tochternationen, sondern daß einige von ihnen auch die Herrschaft über große und reiche Untertanenländer ausüben — wir aber solche nicht besitzen. Selbst Frankreich, das wir wegen des Stillstandes seiner Bevölkerung kaum noch zu den großen Zukunftsländern der Weltgeschichte rechnen können, hat ein großes Reich in Nord- und Westafrika, darunter eine ganze Anzahl von Ländern aus der alten Kulturwelt des Mittelmeers. Russland hat viele Millionen von Untertanen in Asien und es ist im Begriff, in Persien, in der Mongolei, in Osturkestan neue hinzuzuerwerben. England regiert Indien und Ägypten, zwei von den sprichwörtlich reichsten Ländern der Welt; es besitzt das mit Gold und Diamanten gesegnete Südafrika und es verlangt demnächst auch noch den Mutterboden der menschlichen Kultur, das Land an den mesopotamischen Strömen, für sich, um dessen alte überquellende Fülle an Gütern, die nur vorübergehend versiegt ist, zur Mehrung seines Reichtums und seiner Macht wieder ins Dasein zu rufen.

Sollten wir angesichts all dieser Dinge wirklich bei der Meinung bleiben, es sei genügend für alle Politik, wenn sie sich für zwanzig oder für dreißig Jahre vorauszusehen bemüht? Wohin auch immer in der Welt wir unsere Blicke richten mögen — überall gewahren wir, daß die großen Völker ihre Lebens- und Einflussphären ausdehnen und alle Länder, deren sie habhaft werden können, zu so-

genannten Schutzgebieten, d. h. zu politischen Reservaten zu machen bemüht sind. Unter den asiatisch-afrikanischen Gebieten, die noch frei sind von den Vorrechtsansprüchen der Weltvölker, scheidet China wegen seiner Größe und inneren Widerstandskraft auf die Dauer für alle beteiligten Konkurrenten gleichmäßig als Objekt des Begehrns aus. Persien ist aus der Reihe der selbständigen Staaten gestrichen; Gebilde wie Siam oder Afghanistan kommen überhaupt nicht in Betracht. Auf afrikanischem Boden ist nach der Besetzung Marokkos durch die Franzosen nur noch Abessinien als eigenes Staatswesen übrig geblieben, mitteninne zwischen französischen, italienischen und englischen Wünschen. Sieht man von dem umfangreichen Kolonialbesitz kleiner und schwacher europäischer Staaten in Afrika ab, von dem es wegen der Unfähigkeit oder der Unlust der gegenwärtigen Besitzer wahrscheinlich ist, daß er einmal in leistungsfähigere Hände übergehen wird, so handelt es sich jetzt bei der Frage der Weiterexistenz der Türkei um das letzte außerhalb Europas noch übriggebliebene politische Raumgebilde großen Stils, das um seine Selbständigkeit kämpft und das dem Zugriff unserer Mitbewerber unter allen Umständen entzogen werden muß. Wir wollen die Türkei nicht annexieren, aber wir müssen sie in ihrem gegenwärtigen Umfange als ein Betätigungsgebiet für unsere nationale Arbeit erhalten. Was die Zukunft bringt, vermag niemand zu sagen. Wir wünschen und hoffen aus aufrichtigem Herzen, daß die Türken sich aus ihrer Niederlage wieder erheben, daß sie militärisch, wirtschaftlich und politisch eine achtunggebietende und leistungsfähige Macht werden. Wir müssen aber auch mit der Möglichkeit rechnen, daß die zentrifugalen kultur- und entwicklungseindlichen Mächte innerhalb der türkischen Grenzen sich früher oder später stärker erweisen, als die Potenzen der Ordnung und des Fortschritts, und dann bliebe uns allerdings nichts weiter übrig, als diesen letzteren von uns aus zu Hilfe zu kommen. Wir müssen auch damit rechnen, daß die europäische Lage durch das zunehmende chauvinistische Kraftgefühl in Frankreich — ein Faktor, dessen Gewicht leider recht hoch eingeschätzt werden muß — eine prinzipielle Verschärfung erfahren hat. Derartige Zustände sind doppelt gefährlich, wenn eine bestimmte Stelle im Gesamtgefüge der Situation ohnehin einen locus minoris resistentiae darstellt. Das ist heute der türkische Orient. Summiert man die Gefahren, die vom französischen Chauvinismus und vom russischen Pan-Slawismus her drohen, mit den orientalischen Schwierigkeiten an sich und mit der nur verdeckten, nicht beseitigten Span-

nung zwischen dem englischen und dem deutschen Interesse an der Türkei in Asien, so wird es jedermann klar sein, welche Schwierigkeiten sich für die deutsche Politik erheben können. Weder jetzt aber, noch später können wir es dulden, daß andere sich Stüde von der Türkei abreissen. Um unserer eigenen Zukunft willen sind wir verpflichtet, über die territoriale Unverehrtheit der türkischen Ländermasse zu wachen. Es ist genug und übergenug, was England, Rußland und Frankreich während des letzten Menschenalters sich angegliedert haben. Für das Geschehene beanspruchen wir billige Schadlosshaltung, und weitere Zugriffe entgegen unseren Interessen gestatten wir nicht — wenn anders, so mögen die Türen des Janus-tempels sich öffnen!

### Die russische Gefahr.

Gr. D. 10. April 1914.

Es ist leider kein Zweifel daran möglich, daß die eigentliche Gefahrenquelle für den Frieden Deutschlands und Europas heute in Rußland liegt. Wir werden gut tun, wenn wir uns auf diese Tatsache so ernst, so nachdrücklich und so unmittelbar wie möglich einrichten. Daß unsere verantwortlichen Stellen trotz ihrer Kenntnis des wahren Charakters der Lage sich nach außen hin formell beruhigend verhalten, ist gut und natürlich, aber für die wirkliche politische Einsicht kann und soll damit kein Schleier über die Krisis ausgebreitet werden, die allem Anschein nach heraufzieht.

Rußland und Frankreich sind seit zwanzig Jahren verbündet, aber nie ist ihr Bündnis gefährlicher gewesen, als heute. Ursprünglich hat sich die russische Politik mit den Franzosen überwiegend zu dem Zweck in ein intimes Verhältnis eingelassen, um die französischen Geldquellen für die Währungsreform, für den Ausbau der Eisenbahnen, für die Entwicklung der Industrie, die Neubewaffnung der Armee, die große Politik in Ostasien und sonstige rein russische Ziele fließen zu machen. Die Franzosen freilich schlossen das Bündnis in der Hoffnung auf die Revanche, aber bis zum japanischen Kriege lag es den maßgebenden Persönlichkeiten in Rußland fern, von sich aus etwas zur Erfüllung dieser Hoffnung zu tun.

Heute, wo durch die Einführung der Konstitution von 1905 und den daran anschließenden Kampf der Parteien die innerrussischen Verhältnisse immer bedrohlicher werden, steht es anders. Rußland hat in Ostasien seine Bestrebungen nicht ganz aufgegeben. Es be-

trachtet die nördliche Mandschurei als einen Besitz, der ihm sicher noch zufallen muß, und es arbeitet energisch daran, die Mongolei zu gewinnen. Diese Ziele sind aber nicht in russisch-nationalen Sinne populär, ebenso wenig, wie es die ostasiatische Politik vor dem Kriege mit Japan war. Das Gegenteil ist aber mit dem nahen Orient der Fall. Erstens hat das nationale Bewußtsein weiter Kreise die Vernachlässigung des Orients zugunsten Ostasiens von Anfang an missbilligt und stets verlangt, daß die alten Bahnen energisch wieder aufgesucht werden; zweitens drängen besondere Verhältnisse zur Be-tätigung gegen die Balkanhalbinsel und die asiatische Türkei hin. Im fernen Osten hat die Niederlage gegen die Japaner das Tor einer weltpolitischen Zukunft für absehbare Zeiten geschlossen. In Mittelasien sperren der Gebirgswall gegen Indien und das Abkommen mit England das Vordringen zu dem ersehnten warmen Meer ebenso, wie es im Osten die Japaner tun. Nur im Norden Persiens hat Russland freie Hand, aber das gilt für Weltpolitik nicht genug. Weit aussehende, vom Streben ins Große und Ferne eingegebene Wünsche, samt dem Bedürfnis, unter den Nationen entsprechend aufzutreten, sind der russischen Politik dabei seit zwei Jahrhunderten so sehr zur Natur geworden, daß sie davon nicht lassen kann, auch wenn sie wollte.

Das gefährlichste Moment aber ist das innere. Es ist nicht einheitlichen Ursprungs, wirkt aber in einheitlicher, d. h. den Frieden bedrohender Richtung. Zunächst gibt es eine starke Partei, die um jeden Preis das Manifest vom Oktober 1905, durch das die Verfassung gewahrt wurde, rückgängig machen möchte. Die einen wollen es aus einer Art von geschichtlich-nationalistischem Fanatismus, der eng verbunden ist mit kirchlich-reaktionärem Streben. Bei anderen und sehr mächtigen Personen herrschen unlautere Gründe vor: sie denken, je absolutistischer die Regierung, desto leichter ist es, für die eignen sei es machtpolitischen, sei es rein materiellen Interessen zu sorgen. Auch andere Motive spielen mit, aber jene beiden, der rücksichtliche Nationalismus und die politische Korruption, sind die wichtigsten. Ihnen steht der russische Liberalismus aller Schattierungen in einer großen Kampffront gegenüber. Je schärfer das Anbringen der liberalen Opposition ist, desto brutaler werden die Versuche der Reaktion, sich zu behaupten und den Gegner niederrzuwerfen. Kenner der jetzigen Lage Russlands versichern: die eigentliche Revolution ist noch gar nicht gewesen, sondern sie steht erst bevor. Die Erbitterung auf der einen Seite, die Rücksichts-

Iosigkeit und die offene Nichtachtung aller Zusagen des Oktobermanifestes auf der anderen, verschärfen sich dauernd.

Aus dieser Lage bietet sich der reaktionären Partei als der erwünschteste Ausweg ein siegreicher Krieg dar. Glückt es, einen solchen zu führen, so würden damit die Forderungen der liberalen Opposition für eine Zeitlang kraftlos gemacht werden, weil das Volk im ganzen sich durch den Triumph befriedigt fühlen und auf die Gegner der Regierung nicht hören wird. Das Ziel des Krieges soll entweder ein großer Gewinn im türkischen Orient sein, oder die Herstellung der russischen Führung unter den Südslawen auf Kosten Österreichs — oder womöglich beides. In den slawischen Dingen denkt ein gewisser Teil der gebildeten öffentlichen Meinung in Russland einigermaßen verständig, und man kann in der russischen Presse mancherlei in dem Sinne lesen. Anders dagegen steht es in der Orientfrage nach der Seite der Türkei hin. Das muß betont werden, obwohl die Dinge am Balkan, an den türkischen Meerengen und in Kleinasien in vielem beinahe untrennbar zusammenhängen. 1908, bei der Zusammenkunft auf der Reede von Reval, wurde zwischen der russischen und der englischen Politik ein gemeinsames Vorgehen in Makedonien in Aussicht genommen mit dem Ziel, die Liquidation der Türkei bis auf einen Teil ihres asiatischen Besitzes herbeizuführen. Schon damals lag unsere Flotte, kriegsmäßig zum Auslaufen bereit, unter Dampf. Der Ausbruch der jungtürkischen Revolution änderte aber die Verhältnisse vorläufig so, daß eine Aktion im Sinne von Reval unterbleiben mußte. Im Jahre darauf waren wir es, die durch die bestimmte Erklärung, wir würden Seite an Seite mit Österreich-Ungarn stehen, die russische Bluffpolitik umwarf. Der ungeheure Lärm in der serbischen Frage, den man in Russland vollführte, war auf Einschüchterung berechnet; auf unserer Seite aber bestand genügende Klarheit darüber, daß die Russen im Ernst gar nicht marschieren könnten, denn sie hatten die militärischen Folgen des Krieges noch lange nicht überwunden.

Seit jenem Handschreiben vom Frühjahr 1909 nach Petersburg ist die Erbitterung an allen zur politischen Aktivität neigenden Stellen in Russland sehr groß, und sie wurde noch verschärft, als man vier Jahre später, Anfang 1913, dieselbe Erfahrung von neuem machen mußte: die Truppen im Kaukasus standen zum Einrücken in das türkische Armenien bereit; Deutschland aber erklärte, die Überschreitung der Grenze würde den Frieden in Europa gefährden.

Das Schlimme ist, daß in diesem Punkte auch die gebildeten liberalen und besonnenen Kreise der russischen Gesellschaft, die an sich im Gegensatz zu dem Militarismus, Chauvinismus und Nationalismus innerhalb der reaktionären Partei stehen, den Ärger gegen Deutschland teilen. Was auch dagegen gesagt werden mag: die Tatsache, daß der Krieg gegen Deutschland heute in Russland überwiegend populär ist, kann nicht bestritten werden. . . .

Vor dem nachdem wir die Russen genötigt hatten, ihre Hand von Türkisch-Armenien zurückzuziehen, hieß es von Petersburg nach Paris: wenn es zum Schlagen gegen Deutschland kommt, so seid ihr uns mit der zweijährigen Dienstzeit für den ersten, und wahrscheinlich entscheidenden, Augenblick nicht stark genug, ihr müßt die dreijährige Dienstzeit einführen! Dies Verlangen wurde in der bestimmtesten Form gestellt, so bestimmt, daß die Russen für den Fall der Verweigerung sogar drohten, sie würden das Bündnis kündigen. Theodor Schiemann hat das Verdienst, diesen höchst wichtigen Vorgang bekannt gemacht zu haben. Die Franzosen gingen auf das russische Verlangen, so hart es war, schließlich ein, stellten aber die Gegenforderung, dann müsse auch der russische Aufmarsch gegen die deutsche Grenze bedeutend verbessert und beschleunigt werden. Hierauf Russland: Sehr wohl, aber gibt das nötige Geld und noch einiges darüber,  $2\frac{1}{2}$  Milliarden Franken im ganzen. So ist der Pakt bekanntlich jetzt abgeschlossen worden. Unsere letzte große Heeresvermehrung und die Milliarde Wehrsteuer waren nichts als die notgedrungene Antwort auf das ungeheuerliche russisch-französische Abkommen über die dreijährige Dienstzeit.

### Zur russischen Kriegsgefahr.

Gr. D. 9. Juni 1914.

... Professor Hans Delbrück hat einen seiner früheren Schüler in Russland, v. Mitrofanoff, jetzt Professor der Geschichte in St. Petersburg, aufgefordert, sich über die russisch-deutsche Spannung zu äußern. Das war ein höchst wertvoller Gedanke. Mitrofanoff ist eine hervorragende Persönlichkeit, kennt Deutschland gut, beherrscht die deutsche Sprache und steht in Fühlung mit der ganzen russischen gebildeten Welt, ohne in den Streit der Parteien verflochten zu sein. Gleich der Eingang seines Briefes an Delbrück stellt den hohen Ernst der Lage mit derselben Bestimmtheit hin, wie auch an dieser Stelle von Anfang an gesagt worden ist. Mitrofanoff schreibt: „Die

von Ihnen, verehrter Meister, erwähnte Spannung läßt sich nicht in Abrede stellen, sie ist eine Tatsache und wird von jedem halbwegs intelligenten Menschen empfunden. Die Anzeichen davon lassen sich nicht allein in Zeitungsartikeln finden — jeder weiß, was ein Zeitungsartikel heißt —, sondern die Mißstimmung gegen die Deutschen ist in jedermann's Seele und Munde, und selten, dunkt es mir, war die öffentliche Meinung einstimmiger. Diese Stimmung ist zwar nur in der letzten Zeit laut geworden, aber sie reiste schon längst heran."

Hier haben wir ein maßgebliches Zeugnis über die Gefahr der Lage. Die Verschlechterung der Finanzlage Russlands ist bekannt und als ein aufhaltendes Moment gegenüber der unmittelbaren Kriegsgefahr gekennzeichnet worden.... Es ist aber nicht unter allen Umständen gesagt, daß ungünstige Finanzen Russland vom Kriege abhalten werden. Zunächst wirken sie zur Vorsicht, aber sobald es deutlich ist, daß die Finanzlage sich schnell und fortgesetzt verschlechtert, kann Russland auch umgekehrt sagen: also führen wir lieber den Krieg, solange es überhaupt noch finanziell angeht! Die französische Geldhilfe würde ja überdies auf keinen Fall versagen. Auch der bekannte Artikel der Kölnischen Zeitung vom 2. März dieses Jahres, die Veröffentlichung, auf die hin im Russland jener „plötzliche Ausbruch grimmiger Feindseligkeit“ erfolgte, um dessentwillen Delbrück an seinen früheren Schüler Mitrofanoff schrieb, stellte fest, daß eine unmittelbare Kriegsgefahr von der russischen Seite her noch nicht drohe. Die große im Gange befindliche Reorganisation der russischen Heeresmacht ist noch nicht beendet, aber in einigen Jahren wird sie es sein. Daraufhin hebt sich die Kriegsstimmung in Russland schon jetzt. Die Kölnische Zeitung schrieb, vor zwei Jahren habe man sich noch davor gescheut, jetzt aber werde es sogar in amtlichen russischen Militärzeitschriften ausgesprochen, daß man zum Kriege gegen Deutschland rüste....

Den Anfang des Offenen Briefes in den Preußischen Jahrbüchern bildet eine Darstellung des Anteils der Deutschen an der gewaltsmäßen Europäisierung Russlands durch Peter den Großen, und des den Russen fremden und verhaschten deutschen „Regimes“ in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Von jener Zeit her schreibt sich im russischen Volke eine starke und gefühlsmäßige Abneigung gegen das deutsche Wesen. Seit der Zeit Katharinas II. und seit

den napoleonischen Kriegen stieg der französische Einfluß. Die höhere Gesellschaft französierte sich; was aber aus Deutschland noch nach Russland kam, waren, wenn auch meist nützliche und notwendige praktische Kräfte, so doch nicht sogenannte „Kulturträger“. „Nur später — von den dreißiger Jahren angefangen — stieg wieder der kulturelle Einfluß des deutschen Volkes. Der ungeheure Aufschwung der deutschen Wissenschaft in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts, besonders auf dem Gebiet der Geschichte, der Philologie und der Philosophie, wurde auch in Russland anerkannt. Junge Leute gingen scharenweise nach Deutschland, besonders nach Berlin, um in den dortigen Universitäten zu studieren, und wurden zu gelehrtigen Schülern der deutschen Professoren. Turgenieff erzählt mit Begeisterung von seinen Lehjahren in der Berliner Universität, und in Moskau selbst bildeten sich gelehrte Kreise, wo die Bücher von Hegel das Evangelium ersetzten und wo man im nomen deutscher Philosophen schwur. Noch bis jetzt stehen die Universitätskreise in Russland unbestreitbar unter deutschem Einfluß und ein russischer Professor, der nicht Deutsch kann, ist geradezu undenkbar. Dieser Kreis blieb aber gering und war niemals maßgebend: die höheren Schichten verblieben in ihrer quasi vornehmen Mißachtung der deutschen Sprache und Sitte, und die niederen — im instinktiven und desto hartnäckigeren Abneigungsgefühl gegen die Niemzy.“

Die Undankbarkeit Österreichs während des Krimkrieges wurde in der russischen Volksstimmung auch dem Deutschen zur Last geschrieben, denn Österreich, der Judas, war eine „deutsche“ Macht. 1878 auf dem Berliner Kongreß kam Preußen-Deutschland an die Reihe. Mit Recht oder mit Unrecht gab man in Russland Bismarck die meiste Schuld an der Verstümmelung der russischen Erfolge. Völlends das deutsch-österreichische Bündnis mache dann das Deutsche Reich „zum prinzipiellen Gegner Russlands“. „Das ganze russische Budget ist auf die Ausfuhr nach dem Auslande basiert; wird die Kommerzbilanz passiv, so ist der russische Schatz banierott, indem er nicht imstande sein wird, die Zinsen seiner enormen auswärtigen Schulden zu bezahlen. Und zwei Drittel dieser Ausfuhr gehen durch die südlichen Häfen und weiter durch die beiden türkischen Meerengen. Ist dieser Ausgang einmal geschlossen, so steht der russische Handel ... Nur der Besitz des Bosporus und der Dardanellen kann diesem unerträglichen Zustande ein Ende bereiten ... Anderseits kann Russland unmöglich gegenüber dem Schicksal der Südslawen auf der Balkanhalbinsel sich ganz gleichgültig verhalten.

Die kleinen Balkanstaaten sind erstens eine Rüdenbedeckung für die Meerengen und zweitens wurde im Laufe der Jahrhunderte zuviel russischen Bluts und zuviel russischen Goldes für die Balkanhelden verwendet, um die ganze Sache jetzt fahren zu lassen: es wäre ein moralischer und politischer Selbstmord für jede russische Regierung ... Noch einmal: der Drang nach Süden ist eine historische, politische und ökonomische Notwendigkeit, und der fremde Staat, der sich diesem Drange widerseht, ist eo ipso ein feindlicher Staat. Inzwischen geht der Dreibund auf diesem Pfade des Krieges."

Bismarck, heißt es dann, hat vielleicht ohne es zu wollen, Österreich und Russland zum entscheidenden Kampfe gegeneinander gestellt, indem er der habsburgischen Monarchie ihre deutsche und ihre italienische Machtphäre abschnitt und ihr nur die Balkanhalbinsel als Ausdehnungsgebiet übrig ließ. Indem er den Dreibund schloß, stellte er die Kräfte des Deutschen Reiches Österreich zur Verfügung. „Die Annexion von Bosnien und der Herzegovina, welche in Russland einen tiefen Eindruck machte, war eigentlich nur eine Seite in dem dicken Buche der russisch-österreichischen Feindschaft. So groß war die Empörung, so deutlich trat die Gefahr heran, daß sogar die überaus friedliebende russische Regierung, trotz der noch zu dieser Zeit zerrütteten Finanzen, zum Kriege bereit war. Aber der ‚Nibelunge‘ an der Spree hob drohend die gepanzerte Faust, und Russland, seiner Bundesgenossen nicht sicher, mußte nachgeben. Im Jahre 1913 erschien die Verwirklichung der slawisch-russischen Idee endlich ganz nahe: die Türken wurden aufs Haupt geschlagen, die siegreichen Südslawen drangen bis nach Saloniki und Konstantinopel: noch einen kleinen Rück und die Sache war fertig. Aber wieder ist Österreich dazwischen getreten: es stand drohend im Rücken der Slawen, hegte Rumänien, entriß Slutari den Montenegrinern und stellte endlich ein Ultimatum über die Existenz eines selbständigen albanischen Staates. Dadurch wurde den Serben der freie Zutritt zum Adriatischen Meere gesperrt und mittelbar war diese Grenzverschiebung die Ursache des brudermörderischen Krieges zwischen den Balkanvölkern, welche den Türken Adrianopel wiedergab und Bulgarien an den Rand des Verderbens brachte. Es war einer der geschicktesten Schachzüge der Wiener Diplomatie, aber sie hat nicht dabei gerechnet, daß das vergossene Blut einmal auf das österreichische Haupt fallen kann.

Bei dieser Gelegenheit blieb Reichsdeutschland wieder der treue Bundesgenosse Österreichs und unterstützte es bei der Bildung des imaginären albanischen Staates, dessen Regent natürlicherweise ein deutscher Prinz wurde.“

Nun folgen bei Mitrofanoff lebhafte Beschwerden über die deutschen Schiffssverläufe an die Türkei, über die deutsche Hilfe bei der türkischen Armeereform, über die Mission des Generals Liman v. Sanders. „Kurz und bündig: selbständig und als Bundesgenosse von Österreich, überall, auf jedem Schritt und Tritt, in der ganzen Levante stößt und stieß Russland bei der Lösung seiner vitalsten Aufgabe — der Orientfrage — auf den Widerstand der Deutschen. Es ist den Russen jetzt klar geworden: wenn alles so verbleibt, wie es jetzt ist, geht der Weg nach Konstantinopel durch Berlin. Wien ist eigentlich eine sekundäre Frage ... Die Deutschen wollen nicht einsehen, daß das jetzige Russland vom Jahre 1914 nicht mehr das Russland vom Jahre 1904 sei ... Die Wunden des japanischen Krieges und der Revolution sind geheilt; das heutige Russland fordert Achtung für seine Ehre und Verücksichtigung seiner Interessen. . . .“

Wir sind vollkommen überzeugt, daß Deutschland fern davon ist, direkte aggressive Tendenzen zu haben, aber wir fühlen uns von allen Seiten, von den Flanken in der Türkei, in Schweden, in Österreich durch den deutschen Drang eingeengt und eingesperrt, wir finden keine Anerkennung unserer jetzigen Lage, kein Rechnen mit unserer jetzigen Stärke, und wir sind entschlossen, die uns gebührende Stelle uns zu verschaffen. Gott gebe, daß es friedlich auslaufe, es ist der aufrichtigste Wunsch eines jeden ehrlichen russischen Patrioten; der Krieg mit Deutschland wäre ein Unglück, aber man entzieht sich sogar einer bitteren Notwendigkeit nicht, wenn es wirklich notwendig wird. Es ist die Sache der Deutschen, den einen oder den anderen Weg einzuschlagen; von seinem künftigen Benehmen Russland gegenüber in allen oben erwähnten Fragen hängt der Krieg oder der Frieden ab.“

Zu diesen Ausführungen, von denen ich nur die Hauptzachen wiedergegeben habe, schreibt Delbrück ein Nachwort von dankenswerter Bestimmtheit und Offenheit. Wie falsch, sagt er, ist doch

die Vorstellung, daß die Völker sich bloß besser kennen zu lernen brauchten, um Haß und Argwohn zwischen ihnen schwinden zu lassen! Mitrofanoffs Brief ist ihm vor allem ein Stimmungsbild und ein Zeugnis. „Die Kraft der Rede,“ sagt er, „die historische Vertiefung, der geschlossene Aufbau der Gedanken geben diesem Zeugnis objektiv ebensoviel Gewicht, wie subjektiv die Person des Verfassers.“ Das Ergebnis ist: die Russen hassen uns von vornherein in unserm deutschen Volkstum und sie kündigen uns den Krieg an, wenn wir ihnen nicht gestatten, den Türken die Pforten des Schwarzen Meeres zu entreißen und die südslawischen Volksstämme aus dem Gefüge der habsburgischen Monarchie herauszulösen, das österreichisch-ungarische Reich also zu zertrümmern. . . Sieht Russland es als seine Mission an, Europa und Asien zu beherrschen — nun wohl, so sehen wir es als die Mission Deutschlands an, Europa und Asien vor dieser Herrschaft des Moskowitertums zu bewahren. Eine andere Antwort vermag ich meinem verehrten Freunde Professor v. Mitrofanoff nicht zu geben.“

Delbrüds Antwort klingt fast schroff. Gerade darin aber zeigt sie, daß sie die unglaublichen Konsequenzen des russischen Standpunkts in der Orientfrage bis in ihren Kern erfaßt hat und treffen will. Mitrofanoff wird vielleicht bestreiten, daß die russische Politik Österreich zertrümmern und eine russische Weltherrschaft aufrichten will, aber auf etwas anderes kommt es dabei nicht heraus. Beherrscht Russland die Balkanhalbinsel, so ist Österreich-Ungarn nicht mehr lebensfähig; darüber braucht kein Wort weiter verloren zu werden. Das russische Angebot von Freundschaft und Brüderlichkeit um den Preis des Balkans können wir also unmöglich annehmen. Die österreichisch-ungarische Monarchie ist schlechthin unentbehrlich für das Gleichgewicht Europas und für die Sicherheit Deutschlands. Ohne Österreich-Ungarn würden die Grenzen Russlands am Adriatischen Meer und am Fuße der Alpen liegen. Das aber wäre für Deutschland eine so große Gefahr, daß wir das Außerste tun müßten, um sie zu verhindern. Ließe sich ein Weg denken, auf dem Russland die Kontrolle über die Meerengen erhielte, ohne gleichzeitig den Bestand der Türkei und die Sicherheit Österreich-Ungarns, damit aber auch die unselige, zu gefährden? Als Bismarck seine „Gedanken und Erinnerungen“ schrieb, schien das noch möglich zu sein. Heute, fürchten wir, wird die Aufgabe nicht viel einfacher sein, als die Quadratur des Kreises.

## Ein hartes Muß.

Gr. D. 18. Juni 1914.

Wir haben immer noch alljährlich 40 000 junge Leute übrig, die militärtauglich sind, aber nicht als Soldaten eingestellt und ausgebildet werden. So hart es flingt, und so schwer es uns ankommt wird, so läßt sich doch heute schon sagen, daß wir nicht um die Notwendigkeit herumkommen, auch diese letzten freien Reserven unseres kriegsbrauchbaren Menschenmaterials heranzuziehen. Ebensowenig ist ein Zweifel daran möglich, daß es bald, d. h. ohne jede vermeidbare Verzögerung, geschehen muß. Die Regierung hat einen Fehler begangen, als sie bei der letzten großen Heeresvermehrung nicht gleich bis auf den Boden des Fasses griff. Die politische Lage war schon damals bedrohlich genug, um einen solchen Entschluß unbedingt nahezulegen. Heute macht sie ihn unabwendlich. Es wird abermals 100 Millionen jährlich kosten, aber daran kann nichts geändert werden. Besser wäre es gewesen, man hätte das Geld gleich mitgesfordert, als die großen Opfer des Vorjahres verlangt wurden. Da das nicht geschehen ist, so muß es besonders bewilligt und aufgebracht werden. Auf keinen Fall aber können die Regierung und die Nation länger die Verantwortlichkeit dafür tragen, daß, wenn die Entscheidung kommt, so viele fehlen, die hätten mitkämpfen können. Die 40 000 Diensttauglichen, die kein Gewehr und keinen Säbel in die Hand bekommen, könnten sonst eines Tages zu 40 000 Zeugen der Anklage auf nationale Schuld am nationalen Unglück werden.

Bliden wir um uns nach Osten und Westen, was bei unseren Nachbarn geschieht. Frankreich und Rußland kämpfen mit Wirtschafts- und Finanzkrisen, aber doch läßt Rußland nicht von dem Ziel, die Türkei zu zertrümmern, Konstantinopel und die Meere engen zu nehmen, die Balkanvormacht zu begründen und Österreich zu zerdrücken — und Frankreich scheut vor dem Äußersten nicht zurück, um die Revanchehoffnung festzuhalten zu können. Wären die Verhältnisse der beiden Länder sonst geordnet, so könnte man vielleicht um ein Geringes unbesorgt in die Zukunft sehen. Sie sind es aber nicht, und darum ist die Gefahr so groß. Hier wie dort treibt die kritische Lage immer dringlicher zur Entscheidung, die Kraftprobe entweder bald zu machen oder ins Unbestimmte auf sie zu verzichten. Wer will es da vertreten, daß wir dem Zweit-

frontenkrieg entgegensehen sollen mit beinahe zwei Armeekorps weniger, als wir haben könnten, sobald wir wollen?

Rußlands Finanzsystem, das durch eine Reihe unerhört guter Ernten und durch frühere Anleihereserven vorübergehend gestützt war, zeigt sich von neuem erschüttert. Die maßgebendsten Stimmen in Russland selbst, amtliche wie nichtamtliche, gestehen die Not ein. 400 Millionen Rubel und mehr beträgt der jährliche russische Zinsendienst, davon bei weitem das meiste ans Ausland. Dazu kommen Staatskäufe im Auslande, kommen die Ausgaben im Auslande reisender Russen, kommt der Tribut Russlands an die auswärtige Frachtschiffahrt und anderes. Zur Begleichung dieser Verpflichtungen steht nur der Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr zur Verfügung. Dieser Überschuß hat während der letzten Jahre vor 1912 durchschnittlich gut 400 Millionen Rubel betragen. Er ist 1912 auf 347 Millionen gesunken, 1913 auf 200 Millionen, und während der ersten drei Monate des Jahres 1914 ist die russische Handelsbilanz mit einem bedeutenden Betrage passiv geworden, so daß Russland Gold exportieren muß. Wenn das eine Zeitlang anhält, so sind die Goldwährung und der Staatskredit nicht aufrecht zu erhalten. Noch verfügt die russische Regierung über den mächtigsten Goldschatz der Welt, aber schon hat sie ihn angreifen müssen, um durch Interventionsläufe den weichenden Kurs zu halten. Frankreich, obwohl selbst in Schwierigkeiten, hat  $2\frac{1}{2}$  Milliarden Franken zugesagt und einen großen Teil schon hergegeben, um das Loch zu stopfen, das durch den Goldabfluss gerissen ist, und um gleichzeitig die neuen Bahnbauten für die Mobilmachung gegen Deutschland zu ermöglichen. Die Börse und die Banken in Russland sind in einer Lage, die nur aufs höchste kritisch genannt werden kann. Die russische Regierung kaufte Gold in Mengen und immer neuen Mengen in London — womit und worauf, ist schwer zu sagen, wenn nicht auf neue Verpflichtungen, und zieht ihre Guthaben an sich. In dieser Lage schreitet die russische Regierung zu Maßnahmen, die geradezu alarmierend sind und deutlich erkennen lassen, daß die Entscheidung in Kürze herbeigeführt werden soll. Die Gesamtsumme des russischen Heeresetats für 1914 ist auf rund  $2\frac{1}{2}$  Milliarden Mark erhöht worden. Die einzelnen Maßnahmen, um die es sich dabei handelt, sind folgende:

1. Verlängerung der Dienstzeit um drei Monate vom 1. Januar bis 1. April. Dadurch befinden sich nun mehr während des ganzen Jahres bei der Infanterie und fahrenden Artillerie drei, bei den übrigen Waffen vier vollständig ausgebildete Jahrgänge bei der Fahne.

2. Die Erhöhung der Friedensstärke in den Jahren 1913 bis 1916 um rund 400 000 Mann. Das würde für das Jahr 1916 eine Gesamtfriedensstärke von 1 800 000 Mann, in den Wintermonaten einschließlich des zurückgehaltenen älteren Jahrgangs rund 2 200 000 Mann ergeben.

3. Aufstellung neuer Truppenverbände, unter Verwendung dazu vorhandener, überzähliger Formationen. Je ein neues Armeekorps wird in den Militärbezirken Wilna und Warschau als Ersatz für die im Jahre 1910 nach dem Innern verlegten Korps 5 und 16 aufgestellt werden. Außerdem ist im Kaukasus ein neues Armeekorps in der Bildung begriffen, ein weiteres soll in Sibirien formiert werden.

4. Neuauftellung von 19 Kavallerieregimentern.

5. Vermehrung der Zahl der Feldgeschüsse im Armeekorps von 108 auf 144.

6. Neuanschaffung einer modernen Belagerungsartillerie.

7. Weitere Vermehrung der technischen Truppen, die sich namentlich auf die Eisenbahn-, Flieger- und Scheinwerferformationen erstrecken wird.

Zu allem werden jetzt noch gewaltige Mittel über den Voranschlag hinaus für die Schwarzmeersflotte angefordert und die Kosten für eine „Probe“mobilmachung von unerhörttem Maßstab rücksichtslos aufgewendet. Eine solche Heeres- und Finanzpolitik ist nur zu verstehen, wenn in Kürze aufs Ganze gegangen werden soll. Die Finanzkrisis zwingt zur Wahl: entweder bald schlagen oder den Rückzug antreten. Siegt man, so zahlt der Gegner, siegt man nicht, so kommt, was auch sonst zu kommen drohte. Ein verlorenes Krieg braucht einen so ungeheuer verschuldeten Staat wie Rußland am wenigsten zu schreden.

Frankreich hat enorm an mexikanischen, brasiliischen, argentinischen Anlagen verloren. Die französischen Späher wollen diesen Verlust nicht verewigen, indem sie zu schlechtem Kurs verkaufen;

daher werfen sie lieber ihre russischen Papiere mit geringerem Schaden auf den Markt. Die Misstimmung über die Kalamität greift aber tief und ist bitter. Auf Abhilfe ist nicht so bald zu rechnen. Nun kommt die dreijährige Dienstzeit mit der Sorge um die Kostenbedeckung, und die russische Regierung läßt durch einen vom Kriegsminister selbst geschriebenen Artikel kategorisch erklären, sie fordere unter allen Umständen die Weibehaltung der dreijährigen Dienstzeit! Auf der einen Seite gähnt das Defizit, droht die über alles verhaftete Einkommensteuer; auf der anderen Seite steht die Frage der Entscheidung: all das und vielleicht noch mehr auf sich zu nehmen — oder der nationalen Hoffnung entsagen? Die Armee ist gut, die öffentliche Meinung des Landes hält sie für besser als die deutsche, das Offizierkorps schwilzt in herausforderndem Selbstbewußtsein, in den Theatern, auf der Straße, in den Kneipen ergießt sich die Flut der Beschimpfungen gegen Deutschland immer wilder und trüber. Was helfen da Friedensreden wohlmeinender Politiker, die weder den Mut des Bekennnisses an der wichtigsten Stelle, noch die Gewalt über die Entscheidung haben! Die Verhältnisse drängen zur Krise und wenig spricht dafür, daß es eine Krise zur nationalen Entspannung wird.

So furchtbar drohend wie heute haben die Dinge vor einem Jahr noch nicht ausgesehen. Trotzdem hätte, wer tiefer blickte, die Entwicklung kommen sehen müssen. Wir wiederholen: jetzt muß der letzte Mann bei uns unter die Waffen. Menschen brauchen und nicht schaffen können, ist ein Verhängnis — Menschen im Überfluß haben und sie nicht waffenfähig machen, ist ein Verschulden, das eines Tages zermalmend auf die Verantwortlichen und auf unser ganzes Volk fallen kann.

### Die serbische Untat und die politische Lage.

Gr. D. 8. Juli 1914.

Selten in der Geschichte ist ein politischer Mord von solcher Bedeutung begangen worden, wie die Erschießung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers durch einen serbischen nationalen Fanatiker in Serajewo. Es ist überflüssig, die Frage zu untersuchen, wie weit das amtliche Serbien in die Angelegenheit verwickelt ist. Daß nicht die verantwortliche serbische Regierung den Mörder gedungen hat, versteht sich von selbst; daß aber eine Verschwörung

von solchem Umfange, die bestimmt war, die politische Zukunft des gesamten Serbentums zu beeinflussen, allein in den Köpfen einiger halberwachsener junger Leute entstanden ist, wird gleichfalls kein verständiger Mensch glauben. Man darf nicht vergessen, daß am Balkan politische Bluttaten noch einen anderen Kurs haben als bei uns. Ganz besonders gilt das für die Serben. . . .

Das Ziel des Großserbentums ist es, über alle diese Unterschiede der Konfession und der politischen Zugehörigkeit hinweg ein einiges serbisches Volk und Reich von vielleicht zehn Millionen Einwohnern zu schaffen. Belgrad, Cetinje, Serajewo, Peterwardein, Agram, Fiume wären Städte eines solchen Reiches. Dem Erzherzog Franz Ferdinand wird der Plan zugeschrieben, die österreichischen Serben, die teils griechisch-, teils römisch-katholisch sind, einschließlich der ungarischen, mit Bosnien zu einer dritten Einheit in dem bisherigen Österreich-Ungarn zu vereinigen, also 1. Österreich, 2. Ungarn, 3. Habsburgisch-Serbien: der sogenannte Trialismus, an Stelle des österreichisch-ungarischen Dualismus. Das wäre auf der einen Seite ein Fortschritt im Sinne der serbischen Idee gewesen, auf der anderen ein Rückschritt, denn der Zusammenschluß aller Serben außerhalb der beiden Königreiche, zu denen nur ein Drittel des Serbentums gehört, wäre nicht geeignet gewesen, die Hoffnungen auf ein einziges Großserbien unter der Dynastie Karageorgiewitsch zu erhöhen. Eher, hätte man denken können, wären auch die Königreiche Serbien und Montenegro vom Trialismus mit verschlungen worden, und dann natürlich ohne daß es einen König von Serbien neben dem Kaiser von Österreich und König von Ungarn gab. Serbien unter solchen Voraussetzungen bis einschließlich Saloniki ausgedehnt, hätte natürlich, falls die Idee an sich ausführbar war, eine mächtige Verstärkung der habsburgischen Monarchie ergeben. Auf der anderen Seite ist es klar, daß die Ullserben von der bisherigen politischen Richtung nur mit Sorge und Erbitterung an eine solche Zukunft dachten, und daß ebenso die jetzige serbische Dynastie davon bedroht gewesen wäre. So erklärt sich das Attentat auf den Erzherzog-Thronfolger, und so erklärt sich vielleicht auch die unmittelbar vorhergehende halbe Abdankung des Königs Peter. Auch im Hause Karageorgiewitsch wird man das kommende Ereignis, wenn nicht veranlaßt und gewollt, so doch geahnt haben. . . .

Jetzt, nach der Bluttat von Serajewo, bleibt die serbische Frage nicht nur in ihrer vollen Schwere für Österreich-Ungarn stehen, sondern sie hat auch noch an Gefahr gewonnen, weil ein ungeheures

Berbrechen geschehen ist, weil an diesem Verbrechen moralisch die grossherbische und panslawistische Agitation mitschuldig sind, und weil die Persönlichkeit fortgerafft ist, der man Kraft und Willen für die Zukunft Österreich-Ungarns zutraute. Wir sehen, daß die habsburgische Monarchie zur Entscheidung kommen muß, wie sie dem Großerbentum begegnen will. Die Dinge weiter laufen lassen wie bisher, ist nicht möglich. Hinter Serbien aber steht Russland. Die russischen Blätter scheuen sich nicht, zu sagen, daß die österreichische Politik und der ermordete Thronfolger selber an der Katastrophe schuld seien, da sie die Serben „bedrückt“ hätten. Man nennt also Bedrückung, was vom österreichischen Standpunkt aus das Notwendigste zur staatlichen Selbsterhaltung war. Wie soll Österreich-Ungarn sich in Zukunft des Meuchelmordes und Hochverrats erwehren? Was soll geschehen, wenn die Untersuchung, wie wahrscheinlich, den Beweis liefert, daß die Verschwörung in das Königreich Serbien hinübereicht oder gar von dort ausgegangen sein sollte? Welche Garantien muß Österreich in Zukunft den Serben auferlegen? Was werden die beiden russischen Regierungen, die amtliche und die panslawistische, tun, wenn peinliche und schwierige Dinge zur Sprache kommen und scharfe österreichische Entscheidungen fallen? Serbien ist und bleibt der russische Sturmblock auf der Balkanhalbinsel gegen Österreich. Zeigt die habsburgische Politik Entschlossenheit und Kraft genug, um, falls die Untersuchung Material genug ergibt, in Serbien einzurücken, der serbischen Regierung zu erklären: Wir sehen kein anderes Mittel, uns zu schützen, als das Königreich unter österreichische Verwaltung zu stellen — wer hätte ein Recht dagegen zu protestieren? ...

---

## II. Die Würfel fielen.

**Keinen Schritt rückwärts!**

Gr. D. 27. Juli 1914.

Die österreichische Exelution an Serbien, von der ich am Schluss des vorhergehenden Artikels über die serbische Untat sprach, hat begonnen. Wozu sie geführt haben wird, wenn unsere Leser diese Zeilen erhalten, vermag niemand zu sagen. Ob aber die große europäische Krise diesmal noch vorübergeht oder nicht — an die Erhaltung des Friedens zwischen den beiden einander gegenüberstehenden Lagern ist auf die Dauer nicht zu denken, wenigstens nicht im Falle, daß Russland und Frankreich in militärischer, politischer und finanzieller Hinsicht aktionsfähig bleiben. Sie wollen den Widerstand Deutschlands und Österreich-Ungarns gegen ihre Ausdehnungs- und Revanchepläne zu Boden werfen, und sie werden nicht eher ruhig sein, als bis die Entscheidung der Waffen gesprochen hat. In diesem österreichisch-serbischen Konflikt ist tatsächlich alles politische und moralische Recht auf Seiten Österreichs und alles Unrecht auf Seiten Serbiens.

Österreich-Ungarn kämpft um seine Existenz. Bleibt die Ermordung des Thronfolgers ungesühnt — und als wirkliche Sühne könnte nur die Fesselung der allserbischen Propaganda an Händen und Füßen betrachtet werden — dann ist die innere Auflösung der habsburgischen Monarchie nicht mehr hintanzuhalten. Alles was los will von ihr, weiß dann, was es zu tun hat. Umgekehrt: zeigt sich Österreich-Ungarn imstande, jetzt zuzuschlagen, die serbische Gefahr mit der Wurzel auszutotten, zeigt es sich entschlossen, wenn es sein muß, auch den Krieg mit Russland aufzunehmen, so kann und wird der habsburgische Staatsgedanke, der keineswegs tot ist, sondern nur von Verschüttung und Erstickung bedroht, einen mächtigen Aufschwung nehmen. Wir wissen, daß Russland

Ostreich-Ungarn zertrümmern will. Wir wissen auch, daß, wenn wir es geschehen lassen, und die Okkupation der türkischen Meerengen und den Balkanbund unter russischer Führung dazu — Russland uns als Kompensation die Vereinigung von Deutsch-Ostreich mit dem Reiche zugesetzen würde. Galizien nimmt es dann für sich selbst, Ungarn und Böhmen mit Mähren sollen zwei von der Gnade Russlands abhängige Vasallenstaaten vom Range Rumäniens oder Bulgariens werden. Ein Donaubund von den Sudeten bis zum Adriaischen Meer, unter russischem Protektorat, so wie einst der Rheinbund unter Napoleon! Das ist Russlands Programm.

Diese Aussicht in die Zukunft ist für uns unmöglich; sie wäre unser Verderb. Indem wir Österreich-Ungarn verteidigen, verteidigen wir uns selber. Noch nie ist die deutsch-österreichische Bundesgenossenschaft für beide Reiche so unmittelbar notwendig gewesen wie heute. Es gibt für uns kein Zurück mehr von der Seite Österreichs. Die Menge, die in Berlin nach dem Bekanntwerden der Entscheidung am Abend des 25. Juli beim Zug vor das Schloß und vor die österreichische Botschaft die Wacht am Rhein gesungen hat, sie hatte das richtige Gefühl. Der Ausbruch dieser Stimmung zeigt, daß wir nicht zu fürchten brauchen, die Nation würde es nicht verstehen, wenn wir als Bundesgenosse Österreichs in den Krieg gehen. Es scheint, wir sind politisch reifer, als wir selbst gedacht haben! Es scheint, wir fühlen, daß es heute wahrhaftig ums „größere Deutschland“ geht!

Russland und Frankreich haben viel eher Grund, vor dem Öffnen des Janustempels zu erzittern, als wir. Seit mehr als einem halben Jahrhundert ist Russland noch nie zu einer großen kriegerischen Probe militärisch und finanziell vorbereitet gewesen. Der russische Soldat ist tapfer, aber der Geist der russischen Armee ist den ungeheuren Anforderungen, die ein moderner Krieg an die nationale Organisationskraft, an die Selbständigkeit von Mann und Führer, an die Ehrlichkeit und Hingabe stellt, die jeder einzelne leisten muß, nicht gewachsen. Im Innern lauert die Gefahr der Revolution, droht eine Missernte für 40 oder 50 Millionen Menschen. Ein oder zwei große Niederlagen, und die Bände der staatlichen Ordnung im Innern können sich von neuem lösen, wie 1905. Daß Frankreich nichts weniger als erzbereit ist, um zum Kampfe an-

zutreten, sehen wir deutlicher als jemand erwartet hätte. Etwas Unerhörtes geschah in Paris, als die Kriegsgefahr akut wurde: der Kurs der französischen Rente fing an zu stürzen! So wenig sicher ist man also dort seiner Kraft! Uns hat man finanziell totrüsten wollen — und siehe da: man fängt selber an zu schwanken. Wir aber haben schon seit Jahren gezeigt, daß wir uns vor einem Kriege finanziell ebensowenig zu fürchten brauchen, wie militärisch.

Darum keinen Zoll breit Nachgiebigkeit und keinen Schritt von der Seite des Bundesgenossen. Die größte Gefahr ist jetzt die, daß wir und die Österreicher uns durch russisch-französische Winkelzüge hinhalten lassen, bis die Gegner sich gerüstet haben. Es kann gar keine Rede davon sein, daß Russland Serbien ehrlich anhalten will, Genugtuung für den Frevel zu leisten, und daß die Franzosen Friedensfreunde geworden sind. Die beiden Bundesgenossen an der Neva und an der Seine haben Österreich die Entschlossenheit nicht zugetraut; sie schätzen sein Högern ein wie früher, nun hat sie der Schreck gepadt, sie wollen Zeit gewinnen. Toren wären wir, wollten wir sie dies durchsichtige Spiel gewinnen lassen.

### Warum es sein muß.

H. 1. August 1914.

Heute, am Sonntag, hörten wir eine Kriegspredigt. Eine kleine Stadt in der Mark Brandenburg; eine alte Kirche mit mächtigem Wehrturm aus dem 14. Jahrhundert; dicke schmucklose Mauern aus Granitsteinen, die der skandinavische Riesengletscher der Vorzeit auf seinem Rücken herangeschleppt und schmelzend auf dem norddeutschen Boden zurückgelassen hat. Sonst, erzählte man uns, sind die Leute hier schlechte Kirchgänger — Sonntags oft nur ein Dutzend, und wie gewöhnlich Frauen und Alte in der Mehrzahl. Heut war alles bis auf den letzten Platz gefüllt: Einwohner, Sommergäste, Kriegervereine — die Fahne neben dem Altar. Raum einer, von dem kein Angehöriger durch die Mobilmachung betroffen war; kaum ein Gesicht, auf dem nicht der vaterländische Ernst der Stunde mit der Sorge um Mann, Vater, Bruder, Sohn, Verlobten sich mischte.

Ein Eingangslied von Kaiser und Reich. Dann statt des Episteltextes ergreifende Worte vom alten Ernst Moritz Arndt. Gerade vor hundert Jahren sprach er sie zum deutschen Volke von Vaterland und Heimat. Posaunen und Chorgesang: Wir treten zum beten ... Das Liederlied und als Bibeltext der 46. Psalm, von

Feinden, Krieg und Rettung. So oder ähnlich werden an diesem Sonntag viele Gottesdienste in Deutschland ausgesehen haben. Ich dachte bei mir, wie sich wohl die Russen und die Franzosen im Herzen auf diesen Krieg rüsten mögen. Vielleicht hätte bei uns die eine oder die andere Posaune noch etwas richtiger blasen können, aber das verschwand hinter dem überwältigenden Gefühl der tiefen und vollen Aufrichtigkeit, mit dem jeder einzelne alles, was da gesungen und gesprochen wurde, als den wahrhaftigen Ausdruck dessen empfand, was seine eigene Seele bewegte. Auch bei den Russen wird um den Sieg gebetet werden, aber wie mag es sich beten, wenn die Kirche Messen für die serbischen Königsmörder halten lässt und ihr Haupt, der Kaiser, diesen Krieg für den russischen Namen mit einer hinterlistigen Falle für die Friedensliebe des deutschen Volkes und seines Kaisers beginnt? Und Frankreich? Die atheistische Republik betet ja überhaupt nicht. Die Mütter und die Bräute werden wohl trotzdem der Jungfrau Herzen und Gelübde weißen und ein klerikaler General mag mit dramatischer Geste seinen Säbel dem priesterlichen Weihwedel hinhalten. Wir aber wissen, worum es für uns geht. Man hat oft spöttender- und zweifelnderweise gesagt: im Kriege betet jede Partei um den Sieg und jede empfiehlt Gott ihre Sache als die gerechte. Unser Pastor meinte heut in der Predigt: nicht das ist das wichtigste für uns, daß Gott auf unserer Seite ist; sorgen wir vielmehr dafür, daß wir auf der Seite Gottes sind!

Können wir von unserer Sache sagen, daß sie die Sache Gottes ist? Sicher nicht so, als ob Gott Partei wäre im Streit der Nationen. Wenn wir aber glauben, daß unser Volk die ihm von Gott gewiesene Aufgabe hat, seine Kräfte zu erhalten und zu entfalten, um an seinem Teil etwas Tüchtiges für den Fortschritt der Menschheit zum Guten und Wahren zu leisten, so dürfen wir, ja müssen wir auch darauf vertrauen, daß Gott uns helfen wird, wenn wir um unser Dasein, um unsere ganze Zukunft zu kämpfen gezwungen werden. Gezwungen! Das ist es. Unsere Predigt von heute sprach von der angegriffenen Ehre Deutschlands und von der Pflicht, dem Bundesgenossen zu helfen. Beides zugegeben, aber ich wartete immer noch auf das Dritte, das Entscheidende, das eigentliche, zwingende Muß! Bismarck, der mit einer festen Religiosität von altem Schrot und Korn die rücksichtslose realpolitische Erkenntnis der Tatsachen vereinte, hat oft gesagt: Kein Vertrag, keine Bundesgenossenschaft könne einen Staat dazu zwingen, seine

eigenen Lebensinteressen fremden dienstbar zu machen. Interessengemeinschaft ist als haltbares Unterfutter für jeden Staatsvertrag notwendig, heißt es in den „Gedanken und Erinnerungen“. Bei uns und Österreich-Ungarn handelt es sich aber bei diesem uns aufgezwungenen Kriege um mehr als bloße Interessengemeinschaft. Wir müssen unserem Verbündeten nicht nur darum helfen, weil wir es ihm im Dreibundvertrag zugesagt haben, sondern weil wir selber von der äußersten Gefahr bedroht sind, sobald er dem feindlichen Angriff erliegt.

Was Rußland dem habsburgischen Staatswesen zumutet, ist Selbstmord. Zu Österreich und zu Ungarn gehören einige zwanzig Millionen Slaven; ungefähr die Hälfte der Gesamtbevölkerung der Monarchie. Ein besonders zahlreiches und kräftiges Element sind die Serben, und gerade von diesem Volk ist ein Teil in einem eigenen nationalen Staatswesen außerhalb Österreich-Ungarns organisiert. Rußland, das Österreichs Feind ist, benutzt das Serbentum, um das staatliche Gefüge des Gegners zu loderen; jedermann weiß, daß nach russischer wie serbischer Auffassung das Königreich Serbien ein russischer Schuhstaat ist und gleichzeitig Belgrad die Zentralstelle für die allserbische, auf Zertrümmerung Österreich-Ungarns gerichtete Agitation. Von Franz Ferdinand, dem ermordeten österreichischen Thronfolger, glaubte man, daß er die serbische Gefahr für Österreich durch den Zusammenschluß der österreichischen und der ungarischen Südslawen zu einem dritten politisch autonomen Körper — die Idee des sogenannten Trialismus — beseitigen wollte. Es ist wohl möglich, daß dadurch die größserbische Agitation außerhalb des Königreichs an Kraft verloren hätte; vielleicht hätte sogar umgelebt das große habsburgische Serbien das kleine Serbien der Karageorgiewitsche und das noch kleinere des Königs Milita anzuziehen begonnen. Gerade darum der Mord von Serajewo. Gibt es etwas Einleuchtenderes, als daß Österreich-Ungarn nach dieser Unrat nur die Wahl zwischen Selbstauflösung und Unschädlichmachung Serbiens besäß? Wenn es Serbien nicht zwingen soll, bindende Garantien gegen die Fortsetzung der von dort ausgehenden revolutionierenden und meuchelmörderischen Politik des Allserbentums zu geben, so ist das ebenso gut, wie der unterschriebene Verzicht auf die eigene staatliche Weiterexistenz.

In diesem Augenblick kommt Rußland mit dem Verbot, Serbien ernstlich zu strafen, mit der Forderung, Österreich solle diesen jederzeit zur Explosion zu bringenden Minengang in den Mauern seines

politischen Gefüges nicht ausräumen dürfen! Man braucht es nur einmal auszusprechen, um deutlich zu sehen, daß es sich diesmal wirklich um Sein oder Nichtsein der Monarchie handelt. Wenn man jemandem die Wahl stellt, ob er sich selbst umbringen oder erst noch um sein Leben kämpfen will, so ist es doch nicht zu verwundern, wenn er die zweite Möglichkeit vorzieht. In der Lage ist Österreich. Für uns tritt damit der Bündnisfall ein. Bündnis? Was würde geschehen, wenn wir die Hilfe verweigerten oder wenn wir überhaupt keine Bundesgenossenschaft mit Österreich hätten und uns gleichgültig gegen seine Krisis verhielten? Ich habe schon vor einer Woche an anderer Stelle gesagt, daß nach Österreich ohne Zweifel wir an die Reihe kämen. Russland hat uns Frieden und Freundschaft angeboten, wenn wir den Dreibund fahren ließen und Deutsch-Österreich annexierten, als vermeintliche Kompensation dafür, daß die christlichen Balkanstaaten samt und sonders russische Vasallen werden, Ungarn, Tschechien, der böhmisch-mährische Keil, der in den deutschen Volkskörper eindringt, und Groß-Serbien entsprechend organisiert werden, der Bosporus und die Dardanellen sich in russische Gewässer verwandeln und von der asiatischen Türkei so viel als möglich unter russischen Einfluß kommt. Dies und nichts weniger ist der letzte Sinn der mannigfachen russischen Anregungen der letzten Zeit, von der angeblichen Mission des Grafen Witte bis zu dem Brief des St. Petersburger Professors Mitrofanoff an Delbrück, der im Juniheft der „Preußischen Jahrbücher“ erschien und mit seiner rücksichtslosen Offenheit wie ein Fanal die innerlich bereits aufs äußerste gespannte Lage beleuchtete.

Mitrofanoff sagte es uns rund und deutlich heraus, was wir jetzt erleben: räumt uns den Besitz der türkischen Meerengen und die Hegemonie über die Balkanhalbinsel und die Südslawen ein und gebt Österreich preis — sonst Kampf auf Tod und Leben! Diese Ankündigung, deren furchtbaren Ernst kein Wissender bezweifeln konnte, hat mit dazu beigetragen, daß unsere maßgebenden Stellen sich entschlossen, sobald wie möglich auch die Ausbildung unserer letzten noch freien Menschenreserve zu fordern, der 40 000 waffenfähigen jungen Leute, die wir immer noch Jahr für Jahr uneingesogen lassen. Im Herbst wäre die Vorlage wohl schon gekommen, aber die Ereignisse sind noch schneller gewesen.

Unser Volk ist zu den Waffen gerufen worden, um mit der Existenz des Freundes und Bundesgenossen seine eigene Zukunft vor der Gefahr des Erdöldtwerdens durch die slavische

Riesenmacht, die Russland aufrichten will, zu retten. Was sich jetzt ereignet, ist eine Wiederholung der Schicksalsfrage an Preußen, als Napoleon 1805 Österreich und das verbündete Russland angriff und König Friedrich Wilhelm III. „neutral“ blieb. Als die Schlacht von Austerlitz geschlagen war, da war auch die preußische Niederlage von Jena im voraus mit entschieden. So wie Napoleon sich nur ein Jahr nach dem Siege über die Österreicher und Russen auf Preußen warf, um seine Macht in Europa vollkommen herzustellen, so würden wir die russischen Taten zu spüren bekommen, wenn wir Österreich im Stich ließen. Darum muß es sein und darum unser Bekenntnis: Mit Gott in den Krieg!

## Hie Schuld — Hie Schickung!

Gr. D. 4. August 1914.

Bon vornherein war es unser Ziel, den politisch urteilsfähigen Lesern zugurzen: die Gefahr droht von Russland! Vielleicht hat mancher tabelnd bei sich gemeint: wozu immer wieder Russland, wozu der stete Hinweis auf Russlands übeln Willen, auf seine feindselige Stimmung, auf seine Treibereien mit Frankreich, auf seine wahnsinnigen Rüstungen, auf den Anreiz zum Babanquespiel in seiner Finanzlage? Jetzt sehen unsere Freunde, warum wir so unablässig nach dieser Seite gedrängt haben und noch neulich die Forderung erhoben: 40 000 Mann und 100 Millionen jährlich mehr! Wir wüteten, was kommen würde, und bald kommen würde. Allerdings, daß es so überwältigend schnell kommen würde, haben selbst wir nicht für wahrscheinlich gehalten. Auf ein oder zwei Jahre Vorbereitungszeit habe ich den Plan des russischen Überfalls gegen uns immerhin geschäkt — und den Russen wie den Franzosen ist es leid genug, daß sie nicht etwas mehr Zeit zur Rüstung behalten haben.

Der Mann, dem wir es danken müssen, daß die verbündeten Neider Deutschlands sich jetzt schon demaskieren und bevor sie recht fertig sind, den Kampf eröffnen, ist der hingemordete Erzherzog Franz Ferdinand.

In den „Preußischen Jahrbüchern“ las ich dieser Tage die Anwendung des Gedankens, daß Blut der Märtyrer bitte den Bau der Kirche, auf das Geschick des österreichischen Thronfolgers. Das ist eine alte und wunderbare Wahrheit, die an Österreich-Ungarn und an Deutschland neu werden will. Den Mann, auf den alle staats-

erhaltenden Kräfte in der habsburgischen Monarchie hofften, wollte man töten, und mit ihm die Zukunft des Reichs. Statt dessen erhebt sich aus seinem Sarge der vermeintlich schon verschüttete österreichisch-ungarische Staatsgedanke mit ungeahnter Kraft und reicht dem wührenden Gegner die nur zu durchsichtige Larve vom Gesicht.

Rußland will Österreich zwingen, sich sein Gefüge durch die allserbische Propaganda immer weiter anbohren und zerstören zu lassen. Es ist unmöglich, daß Österreich das duldet, und weil es sich seines Lebens wehrt, wird es von Russland am Dasein bedroht. Es ist gleichgültig, welches von den verschiedenen Russlanden diese Gewaltpolitik macht, ob das amtliche, zarisch-ministerielle, oder das nebenamtliche, panslawistische, vor dem der Zar und seine Minister zittern. Die Verantwortung hat doch der Herrscher. Welch eine lägliche, schwächliche Natur dieser Nikolaus II. sein muß, das sehen wir aus der Hinterhältigkeit, mit der er Deutschland über die Vorbereitungen zu dem schon beschlossenen Überfall zu täuschen versucht hat. Kriegslust ist erlaubt, aber sich an einen edlen Trieb des menschlichen Willens, wie die fast schon zu weit gegangene Friedensliebe unseres Kaisers mit Worten zu wenden, die den Schein der Dringlichkeit und Aufrichtigkeit an sich tragen, gleichzeitig aber das Messer für die Kehle des anderen zu schleifen, ist eines Bossewichts würdig, oder eines Schwächlings.

Was hat Russland zum Kriege getrieben? Die Angst, daß jenes lange und sorgfältig geschmiedete allslawisch-allserbische Werkzeug zerbrochen würde, bevor es seinen Dienst recht getan hat. Der Grimm darüber, daß man durch die unerwartete österreichische Energie zum Verzicht auf die ersehnte Herrschaft des panslawistischen Gedankens bis zu den Alpen und zur Adria genötigt werden könnte. Der Drang zur Expansion, nicht um der inneren Notwendigkeit der nationalen Idee, sondern um der Machtpolitik willen. Die Hoffnung, die zerrütteten inneren Zustände durch einen kriegerischen äußeren Triumph wieder zu katten. Der leichtherzige Entschluß des Raufboldes und Bankerottier's, dem es gleich gilt, seiner Schulden quitt zu werden, indem er einen Dritten ausplündert, oder abgeführt dem Gläubiger seine Forderungen vor die Füße zu werfen.

Rußland macht mit diesem Kriege keine vernünftige und überlegte Politik mehr, sondern es treibt auf dem Meere des nationalen Hasses und der Eroberungssucht. Wenn je ein Staat eine furchtbare und schuldvolle Verantwortung mit dem Entfesseln der Kriegs-

fürst auf sich genommen hat, so jetzt Russland. Frankreich will ihm folgen, aber wie es scheint, nur mit Bittern....

Wir haben das Äußerste getan, um Frieden zu erhalten, vielleicht schon soviel, daß wir unseren Friedenswillen mit ungünstigeren Bedingungen für den Beginn des Kampfes bezahlen müssen, als wir sie sonst gehabt hätten. Sei es drum; wir haben dafür unser Gewissen unverfehrt gehalten. Wir gehen in den Krieg mit dem Bewußtsein: er ist nicht unsere Schuld, sondern eine uns aufgezwungene Schicksalsentscheidung. Ein Jahrhundert ist es her, daß Deutschland frei wurde, ein halbes, daß es die Krise der nationalen Einigung überstand. Jetzt kommt die größte Prüfung: ob wir fähig sind, unsere Zukunft als Weltvolk zu verteidigen. Ein unermesslich gütiges Geschick hat es gefügt, daß nicht wir, sondern unsere Feinde selbst uns den furchtbaren Drud der Entscheidung für den Kampf abgenommen haben. Dürfen wir nicht aus diesem Erlebnis von Anfang an die Zuversicht schöpfen, daß auch der dritte und letzte Gang uns nicht stürzen, sondern erhöhen wird? Wir dürfen es und wollen es — und wir sind uns der Preise bewußt, die der Gegner selbst für den Sieg ausgekehrt hat.

### Unsere Gegner.

Gr. D. 11. August 1914.

Die europäische Lage während des Zeitraums zwischen der Beendigung der beiden Balkankriege und dem Ausbruch der gegenwärtigen Krise war in der Hauptsache durch zwei politische Entwicklungsprozesse beherrscht; die deutsch-englische Entspannung und die Verschärfung des Verhältnisses zwischen Russland auf der einen Seite, Deutschland und Österreich-Ungarn auf der anderen. Jetzt, wo sich alles gewandelt hat, kann man ja ruhig sagen, daß die Verträge mit England über die Abgrenzung unserer Interessengebiete im Orient und in Afrika fertig und unterschrieben waren, und daß nur noch um ihre Veröffentlichung verhandelt wurde. In Afrika war uns die englische Politik überraschend weit entgegengelommen. In der Türkei war nicht nur in der Bagdadbahnfrage dem deutschen Standpunkt weitgehend Rechnung getragen, sondern auch die damit zusammenhängenden Angelegenheiten, die Ausbeutung der mesopotamischen Petroleumfelder und die Tigrischiffahrt, die England schon ganz allein in Besitz gehabt hatte, waren unter deutscher Beteiligung geregelt. Frankreich, daß aus seinen mit Russland zu-

sammen erlangten Eisenbahnkonzessionen in Syrien und Nord-Kleinasien soviel Besens mache, war in Wirklichkeit an beiden Stellen im Nachteil, denn es hatte sich, seinen dringlichsten Bemühungen entgegen, eine Leerezone zwischen seinen syrischen Bahnen und dem Bagdadbahnsystem gefallen lassen müssen, und die armenischen Linien bildeten für die Wissenden zum größeren Teile nur Schaugerichte....

Die englische Meinung war jahrelang die, daß Deutschland den Angriff auf England vorbereite, aber dieser Verdacht begann von der Marokkokrisis an sich etwas zu legen. Nicht freudig und von Herzen, aber doch mit einem gewissen erleichterten Gefühl, mit einer Mischung von Sichschiden und von inneren Vorbehalten, ging daher die englische Politik auf den Ausgleich mit Deutschland ein. Dabei wird natürlich auch die Erwägung eine Rolle gespielt haben, daß kontinentale Schwierigkeiten für Deutschland eines Tages auch England wieder freie Hand geben könnten.

Die zunehmende Aktivität Russlands in den Balkan- und Orientfragen war für England unbequem, so daß vom Beginn der ersten Balkankrisis an die englische Politik öfters mit der deutschen parallel ging, mitunter sogar direkt zusammenarbeitete, um es nicht bis zum Vordringen Russlands ans Mittelmeer in dieser oder jener Form kommen zu lassen. Russland aber war entschlossen, bei seinen orientalischen Plänen diesmal aufs Ganze zu gehen. Innere wie äußere Rücksichten drängten die russische Regierung gleichmäßig zur Aktivität gegen den Balkan und die Türken. Die Notwendigkeit, nach der Niederlage gegen Japan wieder einen großen politischen Erfolg zu schaffen und der Wunsch, die inneren Schwierigkeiten durch einen äußeren Triumph zu überwinden, wirkten zusammen. Mehrmals hintereinander mußte die russische Politik es aber erleben, daß ihre Anschläge durch Deutschland und Österreich-Ungarn zunichte gemacht wurden. Österreich-Ungarn war aus unmittelbaren Lebensinteressen gegen die russische Vormacht auf der Balkanhalbinsel, die den habsburgischen Staatrettungslos zerdrückt hätte, und umgekehrt benützte Russland vom Balkan aus die allslawische Idee und ihren Ableger, das Allserbentum, um Österreich-Ungarn innerlich auszuöhnen und zum Zusammenbruch reif zu machen. Deutschland war durch die Rücksicht auf seine eigene zukünftige Sicherheit, ja seine Existenz, genötigt, Österreich-Ungarn zu stützen.

Bei dieser Lage der Dinge hätte sich der Friede Europas auf die Dauer nur in dem Falle erhalten lassen, daß Russland es über sich

gewann, den Status quo im Orient und den Bestand Österreich-Ungarns ohne gefährliche Vorbehalte anzuerkennen. Nicht nur Österreich, sondern auch Deutschland mußte das fordern, einerseits wegen der Notwendigkeit, die habsburgische Monarchie als Damm gegen die große östliche Flut zu erhalten, anderseits wegen der eigenen starken Interessen Deutschlands am Bestande wie an der wirtschaftlichen, politischen und militärischen Bewegungsfreiheit der Türkei. Die russische Regierung dagegen war innerlich nicht stark genug, eine Politik des Verzichts, sei es auch nur eines vorläufigen Verzichts, im Orient zu folgen. Der Zar persönlich fürchtete sich vor der Kriegspartei und vor den Anschlägen eines ehrgeizigen Großfürsten, des nächsten Anwärters auf den Thron im Falle des Todes oder der Beseitigung des hoffnungslos kranken Kindes, das jetzt Thronfolger ist; die besonnenen Staatsmänner in der Regierung fürchteten sich vor dem fanatisierten Pan-Slawismus, und die ganze regierende Gesellschaft vor der Revolution. So begann nach der serbisch-boßnischen Krise von 1909 jene Periode mehr und mehr ge-steigerter russischer Rüstungen, die schließlich nach dem Zusammenbruch des gegen Österreich geschaffenen Balkanbundes und nach der Zurückdrängung des vorbereiteten russischen Einmarsches nach Türkisch-Armenien durch uns im Januar 1913 zu den kampfhaften Anstrengungen der letzten Zeit führte: Verdoppelung des Militärbudgets, Einführung der dreijährigen Dienstzeit in Frankreich auf russisches Verlangen, französische Milliardenanleihe an Russland zur Errichtung eines strategischen Eisenbahnsystems gegen die deutsche Grenze und sonstige Vorbereitungen für den zukünftigen Aufmarsch.

Bei dieser Sachlage mußte der Zusammenstoß vorausgesehen werden, und zwar, wenn es nach den russisch-französischen Plänen gegangen wäre, für 1916, frühestens 1915. Für Russland wie für Frankreich, namentlich aber für das erstere, war es eine unangenehme Rötigung, den Entschluß zum Kriege schon jetzt zu fassen. Das Ergebnis der Untersuchung nach der serbischen Untat von Serajewo ließ der österreichischen Regierung aber keinen Zweifel, daß nicht nur die unverantwortliche allserbische Propaganda, sondern auch amtliche serbische Kreise an dem Mordplan beteiligt gewesen waren. Damit stand Österreich vor der Frage, ob es überhaupt noch entscheidende Maßnahmen zu seiner Selbstbehauptung treffen oder freiwillig der Auflösung entgegengehen wollte. Die Weiterentwicklung der Dinge nach der österreichischen und russischen Seite hin ist bekannt; ebenso, daß die Hinterlist des amtlichen Russland, des Kaisers

an der Spieße, Deutschland zwang, die Fäden des Nebes, das über uns geworfen werden sollte, zu zerschneiden, ehe es zu spät war.

Rußlands Entschluß zum Kriege rief auch Frankreich, wiewohl ohne Schwung und ohne Kriegsbegeisterung, auf den Plan. Damit wurde England vor eine der schwersten und verantwortlichsten Entscheidungen gestellt, die der englischen Politik überhaupt erwachsen konnten....

Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß es sich für England keineswegs einfach um die Frage: neutral oder nicht neutral gehandelt hat, sondern um die viel weitergehende: in Zukunft möglicher, ja wahrscheinlicherweise einem neuen Deutschland gegenüberstehen, das imstande sein würde, schlechthin die Überlegenheit über England zu erwerben. Es ist natürlich keine Frage, daß es für die englische Politik, falls sie bereit war, von vornherein auf die Basis einer gewissen deutsch-englischen Machtverschiebung nach dem Kriege zu treten, Möglichkeiten genug gab, von unserer Seite auch Garantien dafür zu erlangen, daß die Interessen Englands in einer Anzahl entscheidender Punkte gewahrt blieben. Trotzdem wäre der Entschluß für eine so selbstbewußte Nation und Regierung wie die Englands nicht leicht gewesen. Man ist denn auch nicht bis zu ihm hindurchgedrungen, sondern hat einen anderen Weg vorgezogen, indem man Neutralität anbot für den Fall, daß Deutschland im Kriege mit Frankreich freiwillig auf ein starkes militärisches Handicap einging, und zwar ein doppeltes. Das erstere sollte darin bestehen, daß wir keine Angriffe auf die Küsten Frankreichs an der Nordsee, am Kanal und am Atlantischen Ozean machen, so daß die Franzosen ihre ganze Flotte gegen Italien und Österreich ins Mittelmeer schicken könnten, und das zweite in dem Verzicht auf den Durchmarsch durch Belgien. Über die erstere Bedingung wäre allenfalls zu reden gewesen, über die zweite unter keinen Umständen. Die Natur des Zweifrontenkrieges, wie wir ihn gegen Frankreich und gegen Russland durchzufechten haben, fordert eine, wenn auch möglichst aktive, wenn es geht aggressive, so doch im Prinzip hinnehmende Kriegsführung auf der einen Front, während der Gegner auf der anderen mit aller Macht geworfen wird. Es ist klar, daß Frankreich das nächste Hauptziel des deutschen Angriffs bilden muß. Die deutsch-französische Grenze ist nur wenige hundert Kilometer lang, und davon entfällt ein erhebliches Stück auf den Gebirgswall der Vogesen, der alle größeren militärischen Operationen erschwert. Das Aufmarschgebiet gegenüber dem Reststück der Grenze auf fran-

gösischem Gebiet ist von den Franzosen natürlich in einer Weise militärisch vorbereitet, daß es sehr schwierig ist, hier die Entscheidung, d. h. die Zerstörung der feindlichen Macht, rasch herbeizuführen. Wir müssen unter allen Umständen eine längere Angriffsfront haben, um überflügeln zu können, und das ist nur möglich, wenn wir durch Belgien marschieren. . . .

Hätte Deutschland sich dem englischen Verlangen, Belgien möge respektiert werden, gefügt, so wäre zunächst vermutlich das eingetreten, was England zu erreichen wünschte, nämlich eine künstliche Stärkung der Widerstandskraft Frankreichs, eine bedeutende Verlangsamung der deutschen Erfolge an der Westgrenze, Zeitgewinn für Russland, um seinen Aufmarsch zu vollenden, und daher vielleicht ein Ausgang des Krieges mit Friedensschluß ohne große territoriale und politische Veränderung auf Grund gegenseitiger Erschöpfung. Das natürlich war es vor allen Dingen, was die englische Politik anstrehte. Gelang es der deutschen Macht trotzdem, die Franzosen mit ungeheuren Opfern durch einen Frontangriff auf der kurzen direkten Grenzstrecke zu werfen, so blieb das Mittel der englischen Intervention natürlich gleichfalls jeden Augenblick in Bereitschaft. Der große militärische Nachteil und die voraussichtliche Dahingabe ungezählter Menschenleben an den Frontalangriff wäre also von unserer Seite in jedem Falle nutzlos in den Kauf genommen worden. Hätte irgendwelche Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit bestanden, daß England im Falle unseres Verzichts auf den Durchmarsch durch Belgien auch nur so weit neutral geblieben wäre, wie 1870/71, als es die Franzosen bekanntlich auch durch die Lieferung aller Bedarfssartikel für Krieg und Verpflegung unterstützte, so wäre die belgische Frage für uns mindestens zweifelhaft gewesen. Jene Sicherheit aber bestand in keiner Weise; vielmehr war das Gegenteil anzunehmen, und unter diesen Umständen blieb uns trotz besten Willens schlechterdings nichts übrig, als den Durchmarsch zu verlangen und es auf den gewaltsamen Widerstand Belgiens, der von vornherein nicht sehr hoch veranschlagt zu werden brauchte, ankommen zu lassen.

Das englische Verlangen, Deutschland habe unter allen Umständen die Neutralität Belgiens zu achten, hat außerdem noch einen besonderen, in den festesten Überlieferungen der englischen Politik liegenden Grund. Seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. ist es englischer Grundsatz, Belgien nicht in die Hände einer starken Festlandsmacht fallen zu lassen. Frankreich hat unter Ludwig XIV. eine

Reihe von Jahrzehnten unablässig und mit aller Macht nach dem Besitz Belgien gestrebt und sich aus diesem Grunde ebenso lange der unermüdlichen und durch nichts zu beugenden Feindschaft Englands gegenübergesehen. Wer Belgien besitzt, der kann auch jederzeit auf Holland drücken. Diese reichen, dichtbevölkerten, industriellen und seegewohnten Landschaften, deren materielle Wichtigkeit im 17. und 18. Jahrhundert im Verhältnis zum übrigen Europa noch größer war als heute, hätten aber im dauernden Besitz Frankreichs eine so große Stärkung der französischen Macht, namentlich der Handels- und Seemacht der französischen Nation bedeutet, daß sie auf diesen, von England als seiner Domäne beanspruchten Gebieten voraussichtlich mit Erfolg den Wettbewerb mit den Engländern hätten aufnehmen können. Das aber durfte nicht sein. Dieselbe Rücksicht, wie gegenüber Frankreich, besteht natürlich, was Belgien angeht, für England auch gegenüber uns. Wenn die Deutschen in Belgien sind, fürchtet England, so werden sie nicht wieder hinausgehen, und dann liegt ein Stück deutscher Nordseeländer mit einem Male Großbritannien in unmittelbarer Nähe gegenüber. Die Folgen hiervon für das englische Bewußtsein brauchen nicht weiter ausgemalt zu werden.

Von welcher Seite auch immer wir uns also dem Problem der Stellungnahme Englands nähern, — überall stoßen wir darauf, daß England entweder versuchen muß, den Sieg Deutschlands über Frankreich möglichst so weit zu erschweren, daß wir ihn nicht praktisch-politisch ausnützen können, und ähnlich auch, was Russland angeht, oder daß die englische Politik sich mit der Voraussicht des Machtzweckes Deutschlands auf Kosten Englands abfinden muß. Wir sind sowohl in militärischer als auch in politischer Beziehung der ruhigen Zufriedenheit, daß die englische Rechnung, so wie sie jetzt von England angestellt worden ist, für uns schließlich günstig und für England ungünstig sein wird. Wir werden Frankreich schlagen, wir werden mit Russland fertig werden, wir werden auf beiden Seiten wahrscheinlich im Laufe des Krieges durch innere Schwierigkeiten bei unseren Gegnern unterstützt werden, wir werden nach dem Kriege im Verein mit Österreich-Ungarn im Herzen des europäischen Kontinents machtvoller dastehen, als vorher, und England wird keine Möglichkeit haben, uns seinen Willen aufzuerlegen. Es wäre klüger von England gewesen, sich von vornherein auf unseren Sieg einzurichten und sich mit uns über die Zukunft gütlich zu verständigen. England hat das nicht gewollt. England hat es vorgezogen,

lieber um die Aufrechterhaltung dessen zu kämpfen, was das englische Selbstbewußtsein die „Suprematie“ Englands auf den Meeren und jenseits der Meere nennt. Es ist gut so; wir werden auch gegen England unsere Zukunft als Weltvoll nicht nur zu behaupten, sondern auch zu verbessern imstande sein. Allerdings hat die Stellungnahme Englands noch auf einem anderen Gebiet einen augenblicklichen militärisch-politischen Nachteil für uns zur Folge gehabt. Italien hat unter englischem Druck statt Bundesgenossenschaft Neutralität erklärt. Die Italiener begründen daß formell damit, daß sie nur in dem Falle zur Hilfeleistung verpflichtet gewesen wären, daß wir uns einem französischen Angriffskriege gegenübergesessen hätten; da aber nicht Frankreich an Deutschland, sondern Deutschland an Frankreich den Krieg erklärt habe, so liege der Bündnisfall nicht vor. Natürlich kann man darauf erwidern, daß es nicht darauf ankommt, wer den Krieg erklärt, sondern darauf, wer der Angreifer ist. Daß Deutschland es nicht war, darüber ist angesichts der bis aufs Äußerste, bis an die Grenze der Gefährdung unserer Sicherheit festgehaltenen Friedensstellung Kaiser Wilhelms keine Meinungsverschiedenheit möglich. Der tatsächliche Druck, unter dem Italien handelt, ist auch gar nicht die Auslegung des Dreibundvertrags, sondern die Sorge vor der Feindschaft Englands.

Ein Blick auf die Karte von Italien und auf die italienische Wirtschaftsbilanz erklärt uns den Zusammenhang. Italens Küsten liegen offen vor jedem Gegner da, der zur See stärker ist. Die wichtigsten Eisenbahnen, die Lebensadern des italienischen Verkehrs zu Lande, führen in unmittelbarer Nähe der Küste entlang. Italens ganzes Wirtschaftsleben kann durch eine seebeherrschende feindliche Macht auf das Schwerste getroffen werden. Italien hat eine Ausfuhr im Werte zwischen zwei und drei Milliarden Franken und eine Einfuhr, die nach der amtlichen Statistik um reichlich eine Milliarde höher ist. Der größte Teil der Gesamthandelsbewegung geht über See. Unter den Gegenständen der Einfuhr finden wir aber Getreide und Sämereien mit 450 Millionen Franken, Baumwolle und baumwollene Gewebe mit 400 Millionen, Steinkohle mit nahezu 300 Millionen, tierische und pflanzliche Lebensmittel außer Getreide mit 200 Millionen, industrielle Rohstoffe außer Kohle mit 500 Millionen usw. Italien vermag also wirtschaftlich kaum zu existieren, wenn ihm die Zufuhr unterbunden wird. Vor allen Dingen: es besitzt überhaupt keine Kohle; alle Kohle für die italienische Industrie, für die italienischen Eisenbahnen und die italienische Schiff-

fahrt kommt aus England! Das sind mächtige Beweggründe, stille zu halten, wenn die englische Drohung sich erhebt. Natürlich könnte eine kühne und großartige italienische Politik all diesen Bedenken und Gefahren den mächtigen Gedanken eines italienischen Nordafrika um jeden Preis entgegenwerfen. Der italienische Auswanderungsverlust hat, nach Abzug der Rückwanderung, im Durchschnitt der letzten fünf Jahre beinahe eine halbe Million Menschen jährlich betragen. Das würde genügen, um im Laufe eines Jahrzehnts das heutige französische Nordafrika italienisch zu kolonisieren. Das und nichts anderes ist auch der Gedanke des Größeren Italien der Zukunft, den die weitblickenden Italiener hegen, des Gedankens, der viel größer ist, als die immer von neuem abgeheizte Idee der Italia Tridentata, des unerlösten Italiens, wo Italiener in fremdem, namentlich österreichischen Staatsverbande leben. Auch diese Frage wird sich mit der jetzt in Gang gekommenen europäischen Generalabrechnung von selber regeln. Siegt Österreich-Ungarn im Bunde mit uns, so wird sein Gewinn an anderen Stellen ohne Zweifel so bedeutend sein, daß es für den Staat kein großes Opfer bedeuten wird, die italienischen Wünsche bis zu einem gewissen Grade zu erfüllen. Jedenfalls wird das Meiste darauf ankommen, ob die erste Zeit des Krieges kräftige deutsche und österreichische Siege, überhaupt ins Auge fallende Erfolge bringt. Stellen sie sich ein, so wird nicht nur bei Italien, sondern auch an anderen Stellen die Neigung zum Bündnis mit uns über die vorhandenen entgegengesetzten Strömungen siegen; andernfalls wird voraussichtlich das Gegenteil der Fall sein....

Militärisch, das dürfen wir uns zu unserer Beruhigung mit ehrlicher Zuversicht sagen, ist es überhaupt nicht möglich, eine Macht, wie die Vereinigung von Deutschland und Österreich-Ungarn niedergurzen. Damit das geschähe, müßten uns Gegner gegenüberstehen, die uns nicht nur zahlenmäßig wirksam überlegen, sondern auch an politischer Einheitlichkeit, an nationaler Begeisterung, an äußerer und innerer Höhe der kriegerischen Einrichtungen und an sittlicher Stärke des Kriegsgrundes mindestens gewachsen sind. Davon aber kann bei unseren Feinden im ganzen genommen nicht die Rede sein. Keiner von ihnen verteidigt seine Existenz. Russland und Frankreich handeln aus verblanderter nationaler Leidenschaft, der ohne Zweifel ein Rückschlag bevorsteht, sobald es zu Niederlagen kommt, und England führt einen Präventivkrieg, indem es die letzte sich ihm bietende Gelegenheit benutzt, um das Anwachsen Deutsch-

lands zu einer Größe, die den Gedanken der englischen Suprematie auf der See und über See von selber beseitigen würde, noch zu verhindern. Gegen den Fall, an den wir alle nicht glauben, daß Deutschland geschlagen würde, so wird sich die englische Politik davor hüten, Russland und Frankreich so stark werben zu lassen, daß die englischen Interessen dadurch in Gefahr gerieten. Deutschland als starke Kontinentalmacht ist den Engländern durchaus erwünscht; unerwünscht sind wir ihnen nur als Weltmacht. Es ist auch keineswegs unmöglich, daß England früher oder später aus dem Verlauf der kriegerischen Ereignisse Anlaß entnimmt, sich aus dem Kampfe herauszuziehen und ein Sonderabkommen mit uns zu erstreben. Man weiß, daß der Krieg gegen Deutschland nicht der einheitliche Ausdruck des Volkswillens in England ist, weder bei der Masse, noch bei den Gebildeten.

Was Frankreich angeht, so gibt es ebenfalls keinen Zweifel daran, daß die breiten Schichten der Nation gegen den Krieg gewesen sind. Was auf der Straße schrie, mit dem Säbel rasselte und in den Redaktionen der nationalistischen Blätter wütete, wollte den Krieg, weil es sich seit vierzig Jahren in den Krieg und die Revanche hineinhypnotisiert hatte. Der französische Bourgeois aber, der Bauer und Winzer, der Großindustrielle, der Exporteur und der Arbeiter wollten im Herzen den Krieg nicht, und wenn Rückschläge und Niederlagen kommen, so ist es ein gewaltiger Unterschied, ob hinter dem Entschluß zum Kampf der moralische Wille und die Kraft eines ganzen Volkes stehen, dem durch einen brutalen, gewissenlosen Überfall seiner Gegner die Wahl zwischen Sieg und Untergang gestellt wird — oder ob es dann bei der übertumpelten Masse zu grossen anfängt: an die Laterne mit den Schuften, die uns ins Unglück gestürzt haben! Wir Deutschen sollen uns ja nicht zu viel auf unsere guten Eigenschaften einbilden und auf andere Völker als minderwertig herabschauen. Um nur eins zu erwähnen, die Fäulnis und Vollschande des Geburtenrückgangs, der Kinderscheu, hat auch uns schon stark genug ergriffen! Trotzdem ist es objektive Tatsache, daß die sittliche Zerstreutheit in Frankreich auch in der Tiefe der Nation ein viel grösseres Maß erreicht hat.

Am wenigsten Sorge brauchen wir vor Russland zu haben. Nur wer Russland nicht kennt, ist imstande, es zu fürchten. Nur der Unwissenheit über die innerrussischen Verhältnisse vermag die Größe des Reiches, vermögen die Zahlen des russischen Heeres zu imponieren. Für Russland gilt noch immer jenes bald tausend Jahre alte Wort des Chronisten Nestor von Kiew, der die Berufung der nor-

mannischen Fürsten durch die Slawenstämme um Groß-Nowgorod erzählt: „Unser Land ist groß und reich, aber es gibt keine Ordnung darin; so kommt und herrscht über uns!“ Eine so ungeheure Aufgabe, wie ein moderner Krieg, der den Organismus des Staates unendlich stärker in Bewegung setzt, als je ein Krieg, den Russland bisher geführt hat, kann nur unternommen werden, wenn Ordnung, nicht im gewöhnlichen Polizeisinne, sondern im Sinne politischer und nationaler Sittlichkeit im Staate vorhanden ist. Daran fehlt es in Russland. Auf dem langen Wege, der von der Einberufung der Reservisten und Landwehrleute aus ihren Dörfern an der Wolga, im Ural, im Moskauer Industriebezirk, in der südrussischen Steppe, in den Wältern des Nordens bis zur Aufstellung der Regimenter und Armeelcorps zur Entscheidungsschlacht fern im Westen führt, sind, so wie die Dinge in Russland liegen, eine solche Unzahl von physischen, technischen und moralischen Hindernissen zu überwinden: Stumpfsein und Widerstand der Eingezogenen, Gewissenlosigkeit, Brutalität, Korruption der ordnenden und leitenden Stellen, mangelnde Fähigkeit zum Disponieren, geringe Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen, Aufstandsgeiste in Polen usw., daß die am Ende verwirrliche Kraftleistung keine furchtbare mehr sein kann. Unseren militärisch-politischen Kannegießern schwertet immer noch der Untergang Napoleons in Russland als Menetekel und Beweis für die russische Unangreifbarkeit vor. Napoleon ist zugrunde gegangen, zur einen Hälfte schon auf dem Hinmarsch, und zur anderen Hälfte auf dem Rückzug, weil er sein Heer nicht versorgen konnte, denn bei dem damaligen Zustand der Kommunikationsmittel in Russland war es ausgeschlossen, ausreichende Vorräte aus dem Operationsgebiet heranzuholen oder sie von der europäischen Basis aus nachzuschieben. Heute gibt es für beides Eisenbahnen und andere Hilfsmittel genug. . . . Aber man weist auf die Unerstüttlichkeit des russischen Soldaten in der Schlacht hin. Früher, ja da hat der alte Fritz ergrimmkt von den Russen gesagt, es genügt nicht, die Kerle totzuschießen, man müsse sie dann auch noch erst umwerfen. Heute stellt aber eine Schlacht viel größere Anforderungen an den gemeinen Mann, an den Offizier, den General. Selbständigkeit, eigenes Urteil, Initiative, einsichtsvolle Hingabe sind von unten bis oben gleich unentbehrlich. Ohne diese Dinge kann man keine Entscheidungsschlachten mehr gewinnen, und von ihnen ist beim russischen Gegner nicht so viel vorhanden, daß wir ihn zu fürchten brauchen, selbst wenn er mit Überlegenheit antüdt. Dazu kommt, daß die alten Autori-

täten des russischen Volks, der Zarenglaube, der Kirchenglaube, der Herrenglaube, samt und sonders in ihrer Tiefe erschüttert sind und nicht mehr wie früher als die inneren Fundamente des Gehorsams angesehen werden können. . . .

Darum dürfen wir überzeugt sein, daß dieser Krieg uns nicht zum Unheil, sondern durch die Prüfung unseres nationalen, sittlichen Wollens und Könnens und durch den Triumph, den er uns bringen wird, zum Heile ausschlägt. Natürlich können hier und da durch gegnerische Übermacht oder eigene Fehler Rückschläge eintreten; es ist auch möglich, daß solche Rückschläge vorübergehend die Zahl unserer großen und kleinen Gegner noch vermehren. Dergleichen darf uns aber nicht entmutigen. Was uns niederknien kann, sind elementare Katastrophen und Schicksale, über die der Mensch nicht Herr ist, oder schmähliche Eigensucht unter uns selber, die von dem Jhrigen nicht genug opfern will, um den arbeitslosen und hungernden Volksgenossen solange fett zu machen, bis unsere und Österreich-Ungarns Heere den Feind zu Boden geschlagen haben. Nach allem aber, was wir in diesen beiden letzten Wochen in Deutschland erlebt haben, heißt die Frage nach der nationalen Opferwilligkeit stellen, doch sie zugleich auch schon beantworten.

### Drei Grundsätze vom Kriege.

H. 18. August 1914.

Erster Grundsatz: Man soll den Krieg nicht führen, bevor er sich von selber als nationale Notwendigkeit offenbart. Seit fünfzehn Jahren etwa ist unsere auswärtige Politik zu größerem „Nachdruck“ ermuntert worden und hat sich den Vorwurf gefallen lassen müssen, es fehle ihr an Energie und Erfolg. Das erstmal geschah es im Burenkriege, wo unsere öffentliche Meinung verlangte, wir sollten den Buren helfen. Wie das geschehen sollte, wo wir doch keine Flotte besaßen und Frankreich die Engländer sofort wissen ließ, sie sollten für den Fall eines Konflikts mit Deutschland daran denken, Frankreich habe nur einen Feind, war freilich schwer zu sagen. Da wir kein Mittel hatten, England zur Beachtung unseres Einspruchs zu nötigen, so mußten wir den Einspruch eben unterlassen. Russland war die Macht, die ihn anregte, und wenn es eine Möglichkeit gegeben hätte, den Buren tatsächlich zu Sieg und Unabhängigkeit zu verhelfen, so hätte das nicht nur im deutschen, sondern im gesamteuropäischen In-

teresse — abgesehen natürlich von England selbst — gelegen. Der Ausgang eines solchen Versuches aber, selbst wenn Frankreich sich univahrscheinlicherweise doch mit einspannen ließ, wäre vermutlich der gewesen, daß die Russen und die Franzosen sich irgendwie mit England arrangierten und wir im Stiche gelassen würden. Die einzige Politik, die wir damals machen konnten, war die, uns eine Flotte zuzulegen. Das geschah durch die Marinevorlage von 1900, die eingebracht wurde, während Buren und Engländer in Südafrika kämpften.

Einige Jahre später kam die Marokkocrisis. Sie begann mit dem englisch-französischen Vertrage von 1903 und dauerte bis zum November-Abkommen von 1911 zwischen Deutschland und Frankreich. Die Erklärung des deutschen Interesses an Marokko war das erste Abweichen von dem bis dahin befolgten Bismarckischen Prinzip, der überseeischen Ausdehnung Frankreichs keine Hindernisse zu bereiten, vielmehr sie zu fördern, damit die Franzosen dadurch von ihrer Revanchephypnose abgelenkt würden. Es war eben nicht länger möglich, die Wendung von der alten Europapolitik zur neuen Weltpolitik, die sich schon in der Besetzung von Tsingtau und in dem Bagdadplan angekündigt hatte, länger hinauszuschieben.

Eifrig, aber minder einsichtige Verfechter unserer Weltinteressen verstanden die Marokkfrage fast von Anfang bis zu Ende so, als ob wir selber ein Stück von Marokko haben wollten und nötig hätten. Beides war nicht der Fall; die deutsche Politik hat niemals ernstlich marokkanische Annexionen erwogen. Wir konnten aber nicht länger zulassen, daß die alten Überseemächte sich weiterhin allein die Welt teilten und uns ausschlossen. Indem wir darauf bestanden, daß das marokkanische Problem nicht ohne uns geregelt werden dürfe, zeigten wir den Gegnern, daß wir auch in Fragen der eigentlichen Weltpolitik mitzureden hätten und ebenso gut wie andere unsere Kompensationen beanspruchten. Damals wurde unsere Haltung in Marokko von vielen als schwächerlich beurteilt. Mit Unrecht — denn es war klar, daß es über Marokko nicht zum Kriege kommen durfte. Wer von uns würde wagen zu behaupten, daß eine Kriegserklärung an Frankreich wegen der Frage des Besitzes von Südmorokko dieselbe nationale Begeisterung ausgelöst hätte, daselbe überwältigende Gefühl: es geht um Sein oder Nichtsein, wie die Ereignisse, die wir in den letzten Wochen erlebt haben?

Der Krieg um Agadir, Tarudant und den Sôs hätte, ebenso wie heute, Frankreich, England und Russland vereint gegen uns in

Waffen gebracht. Mit welchem Gewissen hätten wir den Entschluß fassen sollen? Wo wäre ein Gedanke an den überwältigenden Durchbruch des nationalen Einheitsgefühls von heute gewesen? Wo hätten die Sozialdemokraten gestanden, und nicht nur die Sozialdemokraten, sondern auch ein großer Teil der Liberalen, vielleicht auch des Zentrums, die Polen usw.? Dies unvergleichliche, nie wieder aus der deutschen Geschichte auszutilgende Erlebnis der Wiederherstellung der Volkseinheit auf Tod und Leben, und damit die moralische Gewißheit des Sieges im voraus, verdanken wir allein der gebürgigen Selbstüberwindung bis zu dem Augenblick, wo der Anschlag der Gegner auf unsere Zukunft, auf unser Dasein so überwältigend klar hervortrat, daß Bismarcks prophetisches Wort wahr wurde: wenn man Deutschland angreift, wird es aufbrennen wie eine Pulvermine von der Memel bis zum Bodensee!

Zweiter Grundsatz: Man soll im gerechten Kriege alles an alles setzen. Als 1866 mobil gemacht wurde, verlangte Moltke, daß die ganze vorhandene Macht nach der Seite hin eingesetzt werde, wo der erklärte Gegner stand. Bismarck hatte Bedenken, die Rheingrenze ganz zu entblößen, da die Haltung Frankreichs Interventionsversuche befürchten ließ, und er setzte anfangs durch, daß ein Armeekorps zur Deckung gegen Westen verbleiben solle. Moltke aber widersprach mit seiner ganzen militärischen Autorität dieser Einmischung der Politik in den Feldzugplan. Die ganze Kraft für die unmittelbare kriegerische Entscheidung! Seiner Idee nach war es nicht nur die beste Strategie, sondern auch die beste Politik, so schnell wie möglich auf dem Schlachtfelde zu siegen. Es gibt nichts Eindrucksvolleres, als den Sieg. Die Schlacht von Königgrätz raubte Napoleon allen Mut, seine Kompensationsforderungen ernstlich zu betreiben und mit Preußen anzubinden. Es wäre ein starker Fehler gewesen, Kräfte, die dazu dienten, die Entscheidung auf dem Schlachtfelde zu sichern, zur Deckung nach einer verdächtigen Seite hin zu brauchen, die ohnehin eingeschüchtert war, sobald sie einsah, daß sie es im Ernstfalle mit einem bereits siegreichen Gegner zu tun haben würde.

In dem Kriege, den wir heute zu führen haben, droht nicht nur der zweite, dritte und vierte Feind, sondern sie sind alle schon da. Die Vereinigung der Gegner ist so gefährlich, daß wir schon gleich beim Anfang des Krieges bis zum Außersten haben gehen müssen, bis zur Aufbietung des Landsturms. Man sieht daraus, daß alle ausgebildeten und dienstfähigen Kräfte für die Waffen-

entscheidung außerhalb der Grenzen des Vaterlandes eingesetzt werden sollen. Noch darüber hinaus hat der überwältigende An- drang von mehr als einer Million Kriegsfreiwilliger gezeigt, welch ein Riesenmaß von Kraft und Willen im Volke selbst vorhanden ist, um die Entscheidung mit überwältigender Macht herbeizuführen. Man kann wirklich sagen, daß die Kräfte der Nation bis zum Außersten angespannt sind, und daß Erhebende, Verheißungsvolle dabei ist, daß diese Anspannung sofort im ersten Augenblick erfolgte, ohne daß es erst der Not, der Lehre der Niederlagen und der Aufrufe von oben her bedurfte. Mit Sorge aber denkt doch mancher an den Zweier- oder Dreifrontenkrieg. Wie sollen wir uns teilen, um den Gegner im Osten und im Westen zugleich zu besiegen? Was sollen wir tun, wenn Bundesgenossen, auf die wir gerechnet haben, unsicher werden und sich vom Feinde vielleicht sogar zum Beitritt nötigen lassen?

Nur keine Angst! Wir werden den Krieg nicht so führen, daß wir hierhin und dorthin mit halben Kräften auftreten und weder im Osten noch im Westen stark genug sind, um r a s h und g r ü n d l i ch zu siegen. Unsere Gegner selbst erlauben es uns, erst den einen abzutun und uns dann gegen den anderen zu wenden. Wer Russland kannte, hat von vornherein nicht viel von dem russischen Vor- gehen zu Anfang des Krieges erwartet, und er hat den zwanzig Jahre lang wiederholten prahlserischen Drohungen, die russischen Kavalleriedivisionen würden bis tief nach Deutschland hinein alles über- schwemmen, Mobilmachung und Aufmarsch verhindern, Eisenbahnen zerstören, Magazine verbrennen, sehr zweifelnd gegenübergestanden. Jetzt sehen wir bereits, daß die Russen noch weniger leisten können, als selbst die Kenner der Verhältnisse bei uns ihnen zugetraut haben. Die „großen“ Reiterangriffe sind elend an den verhältnismäßig unbedeutenden Kräften unseres Grenzschutzes zerschellt. Polen ist in Aufruhr, und es scheint, daß diesseits der Weichsel überhaupt kein ernstlicher Widerstand mehr geleistet werden soll. Damit ist es schon entschieden, daß wir nicht nur Kraft, sondern auch Zeit genug übrig behalten, um mit den Franzosen abzurechnen. Bis die Russen zum Schlagen fertig sind, wird es, wenn sie überhaupt so weit kommen, nicht Wochen, sondern vermutlich Monate dauern. Wir wollen nicht prahlen und das Schicksal herausfordern, aber wir können mit aller menschlichen Sicherheit sagen, wir sind stark genug zum Siege über Frankreich, und die Zeichen deuten darauf hin, daß die Entscheidung nicht langsamer und nicht weniger kräftig sein wird, als in den ersten Monaten von 1870.

**Dritter Grundsatz:** Organisiert die innere Kriegshilfe vernünftig! Wir haben schon einmal betont, daß dieser Krieg für uns noch mehr eine moralische, als eine militärische Kraftprobe ist. Die kriegstechnische Aufgabe, den Gegner zu schlagen, wird unser Heer, menschlicher Voraussicht nach, sicher bewältigen. Niemand aber vermag im voraus zu sagen, wie lange das dauern wird. Es kann leicht sein, es dauert so lange, daß die Unterstützung der Arbeitslosen ebenso große Opfer verlangt, wie die Kriegsausgaben selber. Wenn diese Aufgabe im großen Stil an uns herantreten sollte, so wird sie, darauf vertrauen wir, auch eine Lösung finden, die der Größe der Zeit wert ist. In kleinerem Maßstabe aber hat die Aufgabe schon mit dem ersten Tage des Krieges begonnen, und es ist notwendig, daß man ihr nicht nur mit Begeisterung und gutem Willen, sondern auch mit Verstand und nüchternem Nachdenken gegenübertritt.

Alle Welt sammelt und gibt jetzt für das Rote Kreuz, für die Pflege der Verwundeten; in zweiter Linie wird für die Familien gesorgt, deren Ernährer ins Feld gerufen sind. Diesen beiden Klassen von Hilfsbedürftigen gegenüber haben die öffentlichen Körperschaften, Staat und Gemeinde, Pflichten. Es versteht sich von selbst, und wir sehen, daß diese Pflichten auch anerkannt werden. Selbst wenn niemand sonst im Volk sich um die Verwundeten kümmern würde, so müßte der Staat ihnen Pflege und Heilung gewährleisten. Ebenso übernimmt er es, den zurückbleibenden Frauen und Kindern Beihilfen zu geben, und die Gemeinden vergrößern diese noch, wo sie können.

Es ist materiell und moralisch im höchsten Grade wertvoll, daß außerdem auch noch die private Hilfsbegeisterung den vom Kriege direkt Betroffenen beispringt. Im Augenblick aber ist es höchst notwendig, an die Vielen zu denken, die ohne unmittelbare Beteiligung an dem Kriegsopfer ihren Erwerb verloren haben oder ihn beschränkt und bedroht sehen. Es wird nicht viele Geschäfte, nicht viele Familien in Deutschland geben, denen diese Zeit keine Einschränkungen auferlegt. Am besten sind heute alle Beamten dran, die ein festes Einkommen aus öffentlichen Mitteln beziehen. Ihnen tut der Krieg vorläufig wenig; die geringfügige Steigerung der Lebensmittelpreise spielt keine ernsthafte Rolle. Was soll man vom vaterländischen und menschlichen Standpunkt aus dazu sagen, wenn solche Leute mit gutem Einkommen zum Beispiel einem armen Musiklehrer sein Brot nehmen, um zu „sparen“? Das ist nicht nur gedankenlos,

sondern unwürdig, schlecht gehandelt. Wer sich in seinem eigenen Lebenskreise umsieht, wird bald erkennen, auf wieviel Fälle verwandter Art der Grundsatz vom „moralischen Nachdenken“ über solche nächstliegenden Pflichten zur Hilfeleistung noch anzuwenden ist.

Ein jeder von uns ist in irgendwelchem Umfange Arbeitgeber, und andere Volksgenossen sind von ihm mit einem größeren oder kleineren Stück ihrer Existenz materiell abhängig. Wer nur denkt, wie er seine Ausgaben verringern kann, ohne daß er sich zugleich durchs Herz gehen läßt, wie er bei allen Einschränkungen doch immer noch anderen, die auf seine Ausgaben angewiesen sind, einen Teil ihres Einkommens erhalten kann, der handelt volkssittlich minderwertig, auch wenn er Geld fürs Rote Kreuz gibt und sich auf den Bahnhof stellt, um unsere durchfahrenden Soldaten zu erquiden. So zu tun, entspringt gewiß auch gutem Willen, aber es gehört weder viel Nachdenken, noch viel Opferfähigkeit dazu, unter dem Einfluß einer begeisterten Massenstimmung dieselbe Strafe zu laufen, in denselben Topf eine Gabe zu werfen, wo alle es tun. Selbstzucht und Verantwortlichkeitsgefühl, viel mehr als die Menge besitzt, gehören aber dazu, sich die Frage vorzulegen und zu beantworten: wie kann ich in der Stille, wo kein Mensch hinsieht und keine Masse läuft, auch bei verringerten Mitteln etwas dazu tun, um Existzenzen zu halten, die ins Leere fallen, wenn jedermann beim Sparen nur ans „Daf“ und nicht ans „Wie“ denkt!

Diejenigen Geschäfte zum Beispiel handeln verständig und volkssittlich, die von ihrem Personal soviel wie irgend möglich behalten — wenn's geht alles — aber ihren Angestellten erklären: wir können nur zwei Drittel, nur die Hälfte, den Höchstbezahlten vielleicht nur ein Drittel ihres Gehaltes weiterzahlen, aber wir wollen versuchen, euch alle durchzuhalten. Je weiter die Kriegszeit vorschreitet, desto notwendiger wird es sein, die öffentliche Hilfeleistung und den einsichtigen Opferwillen der Privaten miteinander zu verbinden. Wie schön aber und wie erhebend wäre es, wenn die Gebildeten in unserem Volk — ich meine die Gebildeten des moralischen Urteils, nicht die des gesellschaftlichen Schliffs und der Schulbank — sich rechtzeitig miteinander darauf besäßen: dem Volksgenossen ein Stück seiner Arbeit erhalten, ist noch mehr wert, als patriotische Gaben spenden!

## Hoch Mittag!

H. 25. August 1914.

Den Krieg, den wir führen, muß man einen „reisen“ Krieg nennen. Der Friedensfreund im pazifistischen Sinne wird argwöhnen, wir hätten das Heranreisen der Krise zum Kriege gewünscht. Darauf kann man mit Ja und mit Nein antworten. Der Krieg, ethisch und religiös genommen, ist eine Folge der menschlichen Unvollkommenheiten und Fehler, und von dieser Seite her betrachtet, kann er niemals erwünscht sein. Gibt man aber zu, daß kein großes Volk imstande ist, sich zu erhalten, wenn es grundsätzlich beschließt, keinen Krieg zu führen, so folgt daraus auch, daß Umstände eintreten können, unter denen jeder wissende Patriot den Krieg herbeiwünschen muß. Natürlich nicht den Krieg an sich, sondern den Krieg als Rettung aus der Gefahr des nationalen Untergangs. Ich betone offen, daß ich in den Tagen, wo die Entscheidung — Krieg oder Frieden — wie auf der Schneide des Messers schwankte, nicht vor dem Sinken der Kriegs-, sondern der Friedenschale gezittert habe. Der Friede, jetzt erhalten, hätte uns menschlicher Aussicht nach nur dazu für den Augenblick vor den Opfern bewahrt, die wir jetzt bringen müssen, um uns wenige Jahre später unter schwereren Verhältnissen im Stiche zu lassen. Es wäre kein guter, sondern ein fauler Friede gewesen. Das haben auch die Venler der Geschichte Deutschlands gewußt, und es ist ein Beweis für ihre außenhöchste gesteigerte Gewissenhaftigkeit, daß sie trotzdem auch den letzten Möglichkeiten des Friedens nachgejagt haben, unter denen es noch ein Friede zum Heile Deutschlands hätte werden können.

Wir haben schon früher gesagt, den Frieden bewahren hätte Österreich der Auflösung und Zerstörung ausliefern geheißen. Selbst aber, wenn wir den Judas spielen und unseren Bundesgenossen an Russland hätten verschachern wollen, so hätten wir uns damit doch keinen wirklichen Frieden erlaust. Wir sehen ja jetzt klar, daß England, oder vielmehr die am Ruder befindlichen englischen Männer und ihr Anhang, es nicht über sich haben gewinnen können, Deutschland als gleichberechtigte Macht, das deutsche Volk als Weltvolk neben dem englischen zu dulben. Der Krieg, dem wir gestern durch die Preisgabe Österreichs hätten entgehen können, war uns für morgen von Russland und Frankreich doch zugedacht, und England hätte dann ebensowenig neutral beiseite gestanden, wie es das jetzt tut. Darum durften der Kaiser und der Reichskanzler den Frieden aus

der Hand Englands, Frankreichs und Russlands nur nehmen, wenn es wirklich ein Friede war, nicht nur ein Aufschub des Überfalls bis zur vollkommenen Rüstung der Gegner. Die Angst darum, was bei diesem Kampf im Herzen der Denker unseres Volksschicksals siegen würde, der Wille oder die Furcht gegenüber der ungeheuren Verantwortlichkeit, sie war es, die manchen deutschen Mann in den letzten Tagen nicht schlafen ließ. Als sie uns von der Seele genommen war, da wußten wir auch, daß uns der Sieg über den Räuberbund, den unsere Feinde gegen uns geschlossen haben, zuteil werden würde.

Der Vorgang, der die politischen Weltverhältnisse während des letzten halben Jahrhunderts durch seine Wirkungen beherrscht hat, ist die Entstehung des Deutschen Reiches. Die Reichsgründung entband die mächtigen wirtschaftlichen und geistig-organisatorischen Kräfte, die im deutschen Volke ruhten. Ein Menschenalter verging, und es zeigte sich, daß wir durch unsere zunehmende Beteiligung an der Weltwirtschaft mitten in die Weltpolitik hineingewachsen waren. Da bot uns England, unmittelbar nach dem Burenkriege, ein Bündnis an, indem es hoffte, uns dadurch in seine Gefolgschaft zu bringen und politisch ungefährlich zu machen. Hätten wir eine starke Flotte gehabt, so hätten wir den Vorschlag annehmen können, aber erstens besaßen wir die Flotte nicht und zweitens hätte England uns in dem Falle sicher kein Bündnis vorgeslagen. Wir schufen die Flotte, aber je weiter wir damit vorankamen, desto feindseliger tönte es über die Nordsee: „Nieder mit Deutschland!“

Nun kam die Einkreisung. Frankreich wurde bald durch Marokko gelöbter; Russland war an sich gar nicht deutschfeindlich, aber es wollte seine eigene große Politik machen und ging nach Ostasien. Dafür verordnete ihm England die japanische Kur — zunächst mit dem glänzenden Erfolge, daß die russische Politik von ihren fernasiatischen Wegen umkehrte und sich wieder auf die alten Ziele im näheren Orient warf. Dabei mußte ihr Österreich-Ungarn zum Gegner werden, und indirekt durch Österreich-Ungarn auch Deutschland. Das war es, was England wollte.

Der englisch-russische Vertrag von 1907 legte Russland scheinbar auf Nordpersien, in Wirklichkeit auf das von England in Aussicht gestellte gemeinsame Geschäft der türkischen Liquidation fest. Zweimal mißglückte der Anlauf. Im Sommer 1908 traf sich der Zar mit König Eduard VII. und dem französischen Präsidenten nacheinander vor Reval. Man besprach, wie von Makedonien aus die Mine an

die Türkei zu legen sei; aber im selben Augenblick änderte der Ausbruch der jungtürkischen Revolution die Lage, und als im Jahre danach bei der bosnischen Krise Russland uns und Österreich durch einen großen Spaltal einzuenschütern versuchte, blieben wir kaltblütig, traten Österreich zur Seite und Russland mußte zurückweichen, weil es vom japanischen Kriege her noch unsfähig war. Das zweitemal zwangen wir es, seine ausgestreckte Hand wieder zurückzuziehen, als wir im Anfang 1913 erklärten, die Verlezung des türkischen Gebiets in Asien durch die Okklusion von Armenien nicht dulden zu können. Auch damals reichten der russische Mut und die russische Stärke noch nicht zum Schlagen.

Vom Ende des Balkankrieges an war es klar, daß Russland und Frankreich direkt und gemeinschaftlich den Krieg gegen Deutschland vorbereiteten. Geredet wurde allerdings nicht vom Kriege, sondern vom Frieden, aber man dachte dabei an keinen anderen Frieden, als den, der Deutschland auferlegt werden sollte, sobald die Rüstung gegen uns fertig war. Die eigentlich bewegende Frage für das Verständnis der Jahre von 1912 bis 1914 ist die, ob England auch während dieser Zeit kein anderes Endziel vor Augen gehabt hat, als uns klein zu machen, oder ob die englische Politik vorübergehend den Gedanken einer wirklichen Verständigung mit Deutschland aufgenommen hatte. Es ist nicht möglich, darauf heute schon eine bestimmte Antwort zu geben.

Die erste blichartige Beleuchtung der immer drohender sich gestaltenden Lage brachte die zweimal hintereinander wiederholte Mitteilung Schiemanns in seinen politischen Wochenübersichten in der „Kreuzzeitung“ (sie erscheinen in Jahressänden gesammelt im Verlage von Georg Reimer, Berlin), nach französischen Quellen, daß Frankreich gar nicht von selber auf die dreijährige Dienstzeit gekommen, sondern durch das kategorische Verlangen Russlands dahin gedrängt worden war. Von 1913 ab ist es vor allem Russland, das mit Wucht rüstet. Früher, als die ersten Milliarden von Frankreich nach Russland flossen, wollten die Franzosen sich damit den russischen Freund für ihre Revanche laufen, während der Russe sie kaltblütig ausbeutete. Zuletzt aber drehte sich das Verhältnis um: in Frankreich verlor ein immer größerer Teil der Nation den Mut und die Lust für den Gang auf Tod und Leben mit dem gewaltigen Nachbar, aber der wütende russische Pan-Slavismus schlepppte die Franzosen an der goldenen Kette, mit der sie sich selbst gebunden und ihm ausgeliefert hatten, zur Schlachtfank. Russland zwang Frankreich die

dreijährige Dienstzeit auf, und Russland erpreßte von Frankreich die neuen Milliarden, um seine Mobilmachungsverhältnisse gegenüber Deutschland auf die Höhe zu bringen.

Ein Blick auf den direkten und indirekten russischen Militärplan für 1914, 15 und 16 zeigt, daß die Ausgaben für Heer, Flotte und strategische Bahnen im Verhältnis zu allen übrigen Budgetposten geradezu wahninnde Maße angenommen hatten. Es war ausgeschlossen, daß auf diese Weise trotz aller französischen Kredite länger als zwei oder drei Jahre gewirtschaftet werden konnte. Anfang 1916 sollte der Friedensstand des russischen Heeres auf nahezu zweieinhalb Millionen Soldaten anschwellen, fast das zweieinhalbache des unserigen! Dieser Rüstungspatriotismus konnte nur so gedeutet werden, daß es der Wille zum Kriege selbst war. Dasselbe galt für die dreijährige Dienstzeit bei den Franzosen, denn es war unzweifelhaft, daß dieses selbstmörderische Opfer nur wenige Jahre getragen werden konnte.

Nun riß die Verblendung die serbischen Mörder dazu fort, den Erzherzog Franz Ferdinand niederzustrecken und damit Österreich-Ungarn vor die Daseinsfrage zu stellen, bevor Russland seinen beschleunigten Aufmarsch vorbereitet und bevor Frankreich sein veraltetes Gewehr durch ein neues ersetzte, eine schwere Feldartillerie geschaffen, die nördlichen Festungen modernisiert und die Mängel in der Bekleidung der Truppen ausgefüllt hatte. Als Russland sah, daß Österreich den Kampf dem Selbstmord vorzog, mußte es wählen: entweder Serbien fallen lassen und zum Kriege weiter rüsten — oder mit Frankreich zusammen schlagen, so wie die Genossen gingen und standen! Den Franzosen lag alles daran, nicht jetzt lämpfen zu müssen, aber die russische Kriegspartei belog und verschüchterte den armen Teufel von Zaren rundum und schlepppte ihren französischen Sklaven mit Drohungen hinter sich her. Als der Botschafter Cambon Berlin verließ, da sagte er: wenn wir wären, was die Italiener sind, so würden wir Russland allein in diesen Krieg ziehen lassen! Dies Wort zeigt den wahren Grad der französischen Kriegsstimmung beim Ausbruch der Katastrophe.

Nun stellen wir uns vor, was es für uns bedeutet hätte, um den Preis, daß wir Österreich zur verhängnisvollsten Nachgiebigkeit zwangen, uns vielleicht noch zwei Jahre sogenannten Frieden zu kaufen. Dann hätten wir 1916 ein so weit ausgebautes Eisenbahnsystem in Polen und Westrussland gehabt, daß die Russen an unserer Grenze von Ostpreußen bis Schlesien aufmarschierten und uns mit

aller Macht anfallen könnten, bevor wir mit den Franzosen fertig wären. Dann hätten wir eine neubewaffnete und gut ausgerüstete französische Armee und umgebaute französische Festungen zu bekämpfen gehabt. Dann hätten wir endlich kein einiges, sondern ein zerstüttetes, moralisch schon geschlagenes Österreich als Bundesgenossen gehabt. War es da zu verantworten, war es möglich, unter solchen Umständen vor dem Entschluß zum Kriege zurückzuweichen? Wir haben gewartet und unseren Unmut bezähmt. Wir haben Stunde um Stunde vom Tage vertirnen, haben die Sonne höher steigen und um des Gewissens willen die Spanne Zeit, die uns für den Entschluß noch blieb, kürzer und kürzer werden lassen. Da endlich, als es schon hoch Mittag war und die höchste Zeit zum Werk der Rettung an unserer nationalen Zukunft, da fuhr der Schlag nieder, der uns von der Gefahr der Versäumnis erlöste. Nun sind wir an der Arbeit und erleben es, daß der Baumeister der Welt sie fördert und lohnt.

### Der Vater der Dinge.

H. 1. September 1914.

Moltke hat vom ewigen Frieden gesagt, er sei ein Traum, und nicht einmal ein schöner. Für dies Wort ist er von den Pazifisten hart angegriffen worden. 2400 Jahre vor unserm großen Schweiger und Schlachtendenker lebte im kleinasiatischen Ionien Heraclit, der Philosoph. Man nannte ihn den „Dunkeln“ wegen der Tiefe und Schwierigkeit seiner Aussprüche. Einer ist uns erhalten, der gar nicht dunkel, sondern hell und deutlich wie eine Schlachtenfanfare Klingt: *Der Krieg ist der Vater aller Dinge.* Aller Dinge — wörtlich so hat Heraclit gesagt. Es ist, in der Sprache eines naiven Zeitalters ausgedrückt, der Hegelsche Satz vom Fortschritt der Entwicklung in Aktion, Reaktion und Synthese: Stoß, Gegenstoß und Ausgleich. Wenn aber die Zeiten wahlhaft groß werden, dann werden sie einfach; darum sprechen wir heute nicht mit den abstrakten Worten des Philosophen aus dem Schwabenlande, sondern in der kräftigen Redeweise des Alten von Ephesus.

Es hat selten einen großen Aufschwung menschlichen Wesens gegeben, dessen Vater nicht auf irgendwelche Weise der Krieg gewesen ist. Die ältesten Schriftzeichen, die uns erhalten sind, etwa aus der Mitte des vierten Jahrtausends vor Christus, stellen den Namen eines ägyptischen Königs dar, eingraben auf dem Knauf

seiner Schlachtfeule. Noch ein Schritt weiter in die Vergangenheit, und wir sehen, wie die Schlachtenschilderung die Vorstufe des Schreibens hervorbringt: Gefallene werden zum Kriegsopfer übereinandergeschichtet. Aus solchen Bildern sind die Hieroglyphen entstanden. Das erste wirklich große Kunstwerk, das uns erhalten ist, ist das Siegsrelief des alten Babylonierkönigs Naram-Sin am oberen Tigris bei Diarbelsir. Es stellt die Niederlage der Feinde vor dem gewaltig an der Spitze seines Heeres ins Gebirge vordringenden Herrscher dar. Von der Komposition dieses Bildes hat man gesagt, sie bilde einen der großen Marksteine in der Weltgeschichte der Kunst.

Als die Vorstellungen Israels durch die Heereszüge der großen Assyrierkönige sich weiteten und der Kontrast des neuen gewaltigen Weltenlaufs mit den Zuständen in der Enge Samariens und Jerusalem's die Fragen nach Jahwehs Regiment stellte und nach dem inneren Wesen der Religion, fanden die Propheten die Antwort: Wer seid ihr Israeliten denn! Habe ich nicht auch die Philister und Aramäer in ihr Land geführt? Entbiete ich nicht die Assyren von den Enden der Erde?

An den Perserkriegen hat sich der griechische Genius entzündet. Ohne Salamis kein perilleisches Zeitalter, kein Sokrates, kein Erbe Platons. Was wüssten, was hätten wir von allem, daß die Antike erarbeitet hat, ohne den Militärstaat der Römer? Was wäre Germanien ohne die furchtbar blutige Energie, mit der Karl der Große die Sachsen in sein Reich, in das Christentum und in den Bildungsprozeß der germanisch-romischen Kultur des Mittelalters hineinzwang? Wie anders hätte Preußen, die Wiege Deutschlands, zusammengezimmert werden können, als durch die ungeheure militärische und moralische Kraftprobe des Siebenjährigen Krieges!

Bismarck, der Schmied unserer Einheit war es, der den Satz Heraclits auf das Problem der deutschen Einheit umprägte, als er im Landtag den Abgeordneten zurief, diese Frage werde keine andere Lösung finden können, als die durch Blut und Eisen. Jetzt haben wir es in unseren Tagen selber erlebt, wie der Ausbruch des deutschen Krieges uns nach dem Wort eines Mannes, der an sich selbst die überwältigende Erfahrung mache, in nationaler Beziehung um fünfzig Jahre vorwärtsgerissen hat. Wo ist der Pazifist, der sagen kann, wie das ohne Krieg in einem einzigen, die Herzen zusammenschmelzenden Augenblick hätte geschehen sollen? Wenn dieser Krieg zu Ende ist, so wird niemand mehr diejenigen Deutschen,

die sich zur sozialdemokratischen Partei zählen, vaterlandslose Gesellen zu nennen imstande sein. Kein Deutscher wird es wagen, keinem wird es in den Sinn kommen, dem anderen geringeren Opferwillen fürs Vaterland vorzuwerfen. Ist das nicht etwas Ungeheuerliches? Hat da nicht eine Erzeugergewalt gewirkt, wie sie in Wahrheit einem Vater aller Dinge zulommt?

Es ist wahr, der Krieg ist auch furchtbar. Er ist grausig, verschmetternd! Aber wie viele sind, die da wissen, daß in den siebzig Jahren von 1848 an bis heute in Europa durch Selbstmord mehr Menschen geendet haben, als auf den Schlachtfeldern und in den Kriegshospitälern? Auf einer Walstatt wie der von Gravelotte türmen sich Tod, Blut und Schmerzen mit einem Male vergehoch, aber wenn man auf der einen Seite allen Schlachtentod und alle Wunden vor dem Feinde, allen Kummer von Eltern, Gatten und Kindern und alle Verluste zusammenhäufen könnte, die der Krieg gebracht hat, auf der anderen aber alle Dual, die schließlich damit endete, daß ein Mensch zum Gift, zur Pistole, zum Strich griff, samt allem Jammer, den er danach hinter sich zurückläßt — — wer wollte entscheiden, was schwerer, schrecklicher wöge? Wir Menschen sind nun einmal so, daß Massenwirkungen uns mehr als alles andere erschüttern. Aber bei den Tropfen, die einzeln fallen, denken wir nicht an den Strom, der aus ihnen entsteht. Und wie nutzlos zerstörend sind jene Einzelfälle, wie großer Vater aber ist der Krieg!

Während des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 betrug unser Gesamtverlust an Toten, einschließlich der an Krankheiten Gestorbenen, zwischen 49 000 und 50 000 Mann. Das war ungefähr der sechste Teil der damaligen jährlichen Zuwachsrate Deutschlands; auf die heutige Zuwachsrate berechnet, würde es kaum ein Sechzehntel des einmaligen Jahresüberschusses der Geburten über die Todessfälle sein. Auf der französischen Seite war der Verlust, hauptsächlich infolge der mangelhaften sanitären Einrichtungen, allerdings mehr als dreimal so hoch. Durch die französischen Kriegsgefangenen wurde eine Podenepidemie nach Deutschland eingeschleppt, die etwa zwei Jahre andauerte. Sie forderte über 80 000 Opfer, also fast doppelt so viel, als der Krieg geflostet hatte. Wahrscheinlich werden die meisten Leser von dieser verlustreichen Nachwirkung des Krieges heute nicht mehr viel wissen. Aber das Verhältnis der beiden Zahlen, derer, die durch den Krieg, und derer, die durch die Seuche fortgerafft wurden, ist auch ein Be-

weis dafür, daß es im Kriege hauptsächlich die Massenhäufigkeit und Plötzlichkeit der Verluste, die ungeheure Häufung des Leidens auf dem Schlachtfelde ist, wodurch der Eindruck des Schrecklichen erzeugt wird. Gerade die Epidemie nach dem Kriege gab aber den Anlaß zur gesetzlichen Durchführung der Schopodenimpfung in Deutschland, durch die während der letzten vierzig Jahre ohne Zweifel Hunderttausende von Menschen am Leben erhalten und mit ihrer Arbeitskraft unserem allgemeinen Fortschritt zugeführt worden sind. Ebenso hat die Aufgabe, die Sterblichkeit der Verwundeten in den Kriegslazaretten zu verringern, den stärksten Anstoß dazu gebildet, daß durch die Einführung der modernen Wundbehandlung die Nachwirkungen der Schlacht in bezug auf den Verlust an Menschenleben viel weniger schrecklich geworden sind, als früher. Die Fortschritte der Kriegschirurgie haben mit denen des medizinischen Operationswesens im allgemeinen so günstig zusammen gewirkt, daß das Messer des Arztes jetzt auch im Frieden unzählige Menschenleben zu erhalten imstande ist, die früher dem Tode verfallen gewesen wären.

Unendlich groß sind die materiellen Werte, die durch den Krieg vernichtet werden, und mit doppelter Schwere treffen die Verluste den besiegten Teil. Trotzdem ist es ein Irrtum zu sagen: wirtschaftliche Rücksicht müsse Kriege verhindern. Bevor der Weltkrieg ausbrach, in dem wir jetzt stehen, konnte man an vielen Stellen in Deutschland wie in der übrigen Welt die Meinung geäußert hören, die weltwirtschaftliche Verflechtung der Nationen, die Entwicklung des Geschäftsbetriebs, die Größe der in Industrie, Handel, Schiffahrt investierten Werte sei so überwältigend, daß Kriege überhaupt nicht mehr vorkommen könnten, oder wenn sie doch ausbrächen, in kürzester Frist beendet werden müßten. Wir sehen jetzt, wie falsch diese, die materiellen Wirtschaftswerte so überaus hoch einschätzende Meinung ist. Die deutsche Nation ist vollkommen darauf gesetzt, nicht nur Wochen und Monate an die Durchlähmung dieses Krieges zu setzen, sondern einfach soviel Zeit und Kraft, wie erforderlich sind, um die Gegner niederzuwerfen, die uns überfallen haben. Gerade wenn es wirklich wahr wäre, daß Handel und Wandel, Erwerb und Gewinn, das Geschäft im gewöhnlichen Sinne des Wortes, drauf und dran waren, uns die Entschlußkraft zum Kampfe um Zukunft und Ehre zu nehmen, so würde sich das Wort doppelt bewahrheiten: der Krieg ist der Vater der Dinge! Dann ist es der Krieg gewesen, der uns aus dem Geschäftsmaterialismus

noch zur rechten Zeit in den nationalen Opfermut zurückgerissen hat. Wen unter uns gibt es, mag er selbst vorher im Herzen pazifistisch gesonnen gewesen sein, der nicht zugäbe, daß dieser Krieg, alles gegen alles gehalten, für uns ein Bad sittlicher Wiedergeburt bedeutet? Wer könnte zweifeln, daß auf weite Streden hin die häßlichen Schläden, die sich bereits auf der Glut unseres von innen heraus genährten nationalen Feuers zu bilden begannen und gleich dunklen Fleden auf der Oberfläche schwammen, jetzt wieder in die Tiefe gerissen werden und schmelzen?

Der Krieg bewährt sich auch darin als der Vater der Dinge, daß er zu Boden stürzt, was das Gericht verdient. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber wir sehen jetzt an dem Beispiel Englands, wie sein sie mahlen. Vor einem Jahrhundert stand England im Kampfe gegen Napoleon. Der eigentliche Gegenstand des Streites war Belgien. Die französische Republik hatte den Grundsatz der „natürlichen Grenzen“ Frankreichs aufgestellt und Belgien wie Holland für Anschwemmungen französischer Flüsse erklärt. England sah sich dadurch, daß die bevölkerten, reichen, in Industrie und Seefahrt tüchtigen Länder an der südlichen Nordsee französisch geworden waren, in seiner Sicherheit bedroht und führte den Krieg, um Frankreich zu ihrer Herausgabe zu zwingen. Um diesen einen Preis hätte die englische Regierung sofort mit Napoleon Frieden gemacht. Napoleon verfügte die Sperrung des gesamten europäischen Kontinents für den englischen Handel, um England von der wirtschaftlichen Seite her niederzuzwingen. Die Verluste der englischen Geschäftswelt wurden allmählich so groß, daß die City von London das Ministerium anslehte, Frieden zu machen, sei es selbst mit Überlassung Belgiens an Napoleon. Die Männer an der Spitze, unter Führung des Ministers Pitt, blieben aber unbeugsam. Sie verteidigten die Zukunft Englands, und sie hatten außerdem recht, wenn sie zugleich verkündeten, im englischen Lager sei die Freiheit Europas. England hat damals in einem zwanzigjährigen Kriege das Seinige getan, um die Zukunft der Welt vor der Gewaltherrschaft der napoleonischen Militärdespotie zu bewahren. Man sagt mit Recht, daß in jener Zeit der englische Charakter, so wie er heute ist, sich gebildet hat. Der unerschütterliche Mut von 1794 bis 1814 war der Vater der englischen Größe auf ein Jahrhundert hinaus.

Drei Menschenalter lang schien es, als ob es tatsächlich das Schicksal der Welt sein würde, englisch und immer englischer zu werden. Da erhob sich Deutschland. Das deutsche Volk dehnte

erst seine weltwirtschaftlichen, dann seine weltpolitischen Lebensinteressen aus und pochte neben England an die Tore immer größerer und wichtigerer überseeischer Gebiete. England aber will uns in seinem Herzen die Lebenslust weigern, die wir brauchen, um ein Weltvolk zu werden. Es will allein Weltvolk sein und neben sich, wenigstens in Europa, nur Nationen dulden, die seine überseeische „Suprematie“ anerkennen. Es fürchtete, wir würden Frankreich niederschlagen und dann ihm selber drohend gegenüberstehen. Unsere Regierung bot die feste Zusage, Frankreich zu schonen, es überhaupt nicht anzugreifen, wenn es neutral bliebe. Das alles aber half uns nichts. Nicht daß Frankreich erhalten blieb, sondern daß Deutschland aufhörte, Englands Konkurrent zu sein, war das eigentliche Willensziel der englischen Politik. Was brauchen wir weiter Gründe zum Kriege gegen Holland, gestanden die englischen Staatsmänner vor 250 Jahren offen ein — wir wollen den Handel haben, den die Holländer haben! Nichts anderes ist auch heute der Grund.

Diese innerlich frevelhafte Gesinnung, diese politische „Sünde gegen den heiligen Geist“, wie sich kürzlich in einem Briefe an mich jemand über das Verhalten Englands ausdrückte, wird jetzt das Gericht über England heraufführen. England hat den Kampf gewollt, ohne ein sittliches Recht zum Kampfe zu haben. Hundert Jahre zurück war das Recht auf der Seite der Engländer gegen Napoleon. Heute wollen Leute wie der Minister Grey selber den Napoleon spielen, der den rücksichtslos verfolgten Vorteil Englands allein zum Maßstab der Dinge macht. In unserem Lager aber ist das Recht, nicht nur das Recht des deutschen Volkes, sondern das Recht der Menschheit. Im Kriege haben wir es zu verteidigen, im Kriege wird England stürzen, werden wir steigen. Indem wir aber steigen und uns ausbreiten, beginnt ein neues Geschichtsalter. Der Krieg ist der Vater der Dinge! An uns wird es sein, nach diesem Kriege so zu leben, daß nicht in aber hundert Jahren durch einen neuen Weltkrieg das Urteil über uns ebenso gesprochen wird, wie einst über Napoleon und jetzt über England.

### Die Furcht vor dem Frieden.

H. 8. September 1914.

Klingt das nicht wie Frevel, von Friedensfurcht zu sprechen, wo draußen Verwundete und Verschmetterte in Qualen liegen und zu Hause die Arbeitslosen ums Brot sorgen? Nein, es ist kein

Frevel, es ist höchste Pflicht, dies Wort, Furcht vor dem Frieden, auszusprechen und zu erläutern, wenn man die Gefahr ahnt, die es ausdrücken soll.

Was ist das für eine Gefahr? Noch kennt sie niemand von Angesicht, noch ist sie etwas Ungreifbares, Unbestimmtes, ein Schemen, der unsichtbar doch spürbar umzugehen anfängt, wie der Beginn der alles Lebendige in Unruhe stürzenden unheimlichen Verdunklung des Tageslichtes bei Sonnenfinsternis. Niemand weiß es oder wagt es zu sagen, woher das Gerücht kommt, daß in die Häuser, in die Bureaus, in die Straßenbahnwagen, in das Gespräch der Menschen auf den Plätzen einbringt, unwillig, ungläubig, enttäuscht abgeschüttelt und verjagt wird, aber immer von neuem geschildert kommt. Man sagt . . . , man hört . . . , es wird geflüstert . . . , es soll . . . „Frieden“ gemacht werden, sobald es irgend angeht!

Wehe denen, die da rufen Friede! Friede! und ist doch kein Friede! Wir hätten auch Frieden haben können anstatt dieses Krieges, wenn wir den Österreichern geantwortet hätten: Fügt euch der russischen Drohung! Nehmt außerstensfalls Belgrad und geht dann auf die europäische Konferenz, die euch von der Medizin gegen die russisch-serbischen Bomben und Dolche gerade so viel zumessen wird, daß ihr auch weiterhin nicht leben und nicht sterben könnt, und schließlich bei lebendigem Leibe auseinanderfallt! Wir hätten auch Frieden haben können, wenn wir Österreich-Ungarn den Russen ausliefern und als Judaslohn die deutsch-österreichischen Länder für uns nahmen — um dann desto sicherer nachher ohne Bundesgenossen zerdrückt zu werden. Wir können auch morgen den Frieden haben! Wir brauchen nur Engländern, Russen und Franzosen zu sagen: kommt, es soll alles vergeben und vergessen sein, zahlt uns unsere Kosten, tretet uns dies oder das Fechthorn Land ab, eine Grenzberichtigung, ein Stück Afrika — und jedes Millionenheer und alle Schiffsmannschaften hüben und drüber ziehen heim zu ihren Häusern.

Wofür hätten wir dann gekämpft? Wofür wäre dann das große Feuer in unseren Herzen entbrannt? Wofür hätten wir erlebt, was im Dasein eines Volkes vielleicht in tausend Jahren, vielleicht überhaupt nie zum zweitenmal derart wiederkehrt, wie Gott es jetzt durch unsere Herzen hat strömen lassen? Für nichts und wieder nichts. Für ein Linsengericht, daß uns unsere Erstgeburt kostet! Für eine vermehrte und verbesserte Auflage der vierzig

Jahre sogenannten „Friedens“, unter dessen Waffenbrud wir bloß darum nicht erlegen sind, weil uns mehr Kräfte wuchsen, als wir selber wußten. Wer von unseren Gegnern ist denn jetzt schon zu dem Frieden reif, den wir haben müssen, wenn wir als wirtliches Weltvolk unseren Volksgedanken auf Erden ausbreiten wollen?

Allerdings die Franzosen. Auch die sind es noch nicht ganz. Erstens weil sie immer noch ein Stück Weges auf ihre Bundesgenossen hoffen, und zweitens weil sie die letzte Schlacht mit uns noch nicht geschlagen haben. Es ist nicht so wie 1870, daß Paris das letzte Reduit von Frankreich wäre. Vielleicht nehmen wir Paris eher als wir denken, aber dann stehen uns noch zwei Millionen Franzosen unter den Waffen gegenüber: geschlagen, erschüttert, aber nicht überwunden. In diesem Heertlager ist dann Frankreich, nicht in Paris oder Verdun oder Bordeaux. Gut, sagen wir, schlagen wir auch noch diese letzten lebendigen Mauern Frankreichs. Menschlicher Vorausblick nach wird es uns gelingen, vielleicht schneller, vielleicht langsamer. Wenn die Franzosen dann bereit sind, ihren Frieden mit uns zu machen, so sollen sie ihn haben, und sind wir menschlich und klug genug, bringen wir genug Selbstüberwindung dazu auf, so sollte es ein glimpflicher Friede sein. Von Frankreich wissen jetzt nicht nur wir, sondern die Franzosen selbst, daß es vergeblich ist, gegen den Stachel zu löcken. Frankreich ist für immer besiegt, weil es selbst die Wurzeln seiner Kraft zerschnitten hat. Mag der französische Soldat auf dem Schlachtfelde noch so tapfer kämpfen, er macht damit den feigen Verrat am eigenen Volkstum nicht wett, den seine Mutter und sein Vater begingen, als sie einander sprachen: ein Kind, zwei Kinder, mehr nicht ... je mehr Kinder — desto weniger vom „Leben“!

Nach diesem Schicksalserlebnis, das Frankreich selbst über sich herausbeschworen hat, bleibt der Nation in Zukunft nichts übrig, als neben den Idealen der Rente und des Zweitbindersystems als drittes noch das des Weltfriedens aufzupflanzen. Welchen Wert hätte es da, diesen weniger gefährlichen Gegner noch mehr ausbluten zu lassen, der Polypenmasse im Osten aber, die Millionen Fangarme regt und Völker als Opfer frißt, nur ein kleines Stück von ihrem unförmlichen Körper abzutrennen und vor den Seeräubern über dem Kanal vollends zurückzuschredden? Nicht einmal den Versuch zu machen, sie dort zu fassen, wo ihre Zwingherrschaft vom festen Boden aus erschüttert, zertrümmt werden kann? Was

könnte England demnächst gelegener kommen, als ein billiger Friede mit dem deutschen Michel! Worüber würde es froher sein, als über eine bequeme Frist, es später geschickter und mächtiger zu probieren, wie man uns von den Wegen wegdrängt, auf denen Pfunde und Schillinge zu verdienen sind! Wir würden mit unserer Quasi-Siegesfeier noch nicht zu Ende sein, so würden die Kontinente und Ozeane schon widerhallen von den Telegrammen, daß Deutschland eigentlich der Besiegte sei. Die Deutschen, das stupide Militärvoll, haben mit der barbarischen Walze ihres Millionenheeres zwar das arme Frankreich erdrückt, aber weder das riesige Russland noch Britannien, den Fels der Redlichkeit und Weltkultur, haben sie überwältigt!

Es gibt überhaupt nur ein einziges Mittel, den Völkern Glauben an den deutschen Gedanken beizubringen und damit der deutschen Zukunft freie Bahn zu machen. Dies einzige Mittel heißt: Sieg über England! Wenn nicht Chinesen und Hindus, Nordamerikaner und Argentinier, Romanen und Slaven miteinander das unüberlegliche Schauspiel des um Frieden bittenden und zur Herausgabe seines Jahrhundertraubs gezwungenen England erleben, so können wir anstellen, was wir wollen: der Briten wird immer den ersten Platz vor dem Deutschen behaupten. Über vierzig Jahre lang haben unsere Regierung, unsere Großkaufleute, unsere Industriellen, unsere Banken, unsere Preßmagnaten Zeit gehabt, um zu allen ihren Erfolgen auch noch das eine, unerlässliche zu schaffen: Verbindungen, die etwas taugten, um Zutrauen zur deutschen Kraft zu erhalten, als alle Kabel der Welt anfingen, Lügen über Deutschland auszuspießen. Das ist die eigentliche, die einzige wirkliche Niederlage, die wir bisher erlitten haben. . . .

Wenn England unbesiegt bleibt, so wird es neue vierzig Jahre lang gegen uns liegen, hezen, intrigieren, Spießgesellen dingen und die Welt in Bewegung halten, bis die Neueinkreisung fertig ist und wir wieder da stehen, wo wir standen, als Mr. Grey auf die Frage, welche Bedingungen denn England uns für seine Neutralität stelle, die höhnische Antwort gab: solche Bedingungen sei er überhaupt nicht zu nennen in der Lage. Da hatten wir die Früchte unserer Jahrzehntelangen Friedfertigkeit und Ehrlichkeit auf einem Teller beisammen. Wir werden sie ebenso herlich reisen sehen, und sobald es Zeit ist, sie mit ebenso edler Geste präsentiert

bekommen wie jetzt, wenn wir statt ein für allemal durchzukämpfen, nach dem englischen Frieden schielen, wie die Schuljungen nach den unreisen Äpfeln hinterm Zaun. Zu zwei Dingen müssen wir entschlossen sein, wenn die Zukunft nach diesem Kriege nicht unseren Aufschwung und unsere Opfer nutzlos machen soll. Das eine heißt: Mäßigung nach dem Siege, das andere aber: den Sieg nicht unvollendet lassen. Sündigen wir gegen das erste, so wartet unser die Vergeltung. Sündigen wir gegen das zweite, so wird das Blut all der Opfer, die jetzt fallen, dann über uns kommen, wenn einst unsere Enkel dafür zahlen müssen, was man uns versäumten hieß!

---

### III. An der Schwelle des deutschen Weltalters.

---

#### Die Probe der inneren Kraft.

1. Oktober 1914.

Der Krieg, den wir zu führen haben, ist für uns eine Kraftprobe auf Leben und Tod. Er ist es zunächst in militärischer Beziehung. Auf diesem Gebiet sind wir gut vorbereitet gewesen, so gut, daß wir menschlicher Voraussicht nach die Prüfung bestehen werden. Daran hat vom Beginn der Mobilmachung an eigentlich niemand gezweifelt, und was unser unmittelbares kriegerisches Vermögen angeht, können wir auch, nachdem der Krieg bald ein Vierteljahr gedauert hat, beruhigt sein.

Zweitens handelt es sich um eine moralische Kraftprobe, und auch hierin sind die Dinge bisher noch besser gegangen, als jemand vorher mit Sicherheit zu hoffen gewagt hätte. Keines von den Völkern, die uns mit Krieg überzogen haben, ist in sich so einheitlich geschlossen und so vom Willen zum Siege durchdrungen, wie wir. Die Gegner haben uns falsch beurteilt, als sie glaubten, Parteiengegensätze, Staats- und Stammesunterschiede würden uns angesichts der Kriegsgefahr noch trennen. Daß sie es nicht konnten, röhrt daher, daß jedermann unter uns begriff: es handelt sich nicht nur um Kriegs-, sondern um Daseinsgefahr. Was der Feind geglaubt und gehofft hat, das zeigte sich aus den ersten Lügenmeldungen, mit denen er die Welt überschüttete: Straßenlämpse gegen die Sozialdemokratie, Standrecht, Brand des königlichen Schlosses in Berlin, Süddeutschland gegen den Krieg usw. Statt dessen erlebten wir die große Reichstagssitzung vom 4. August und in ihr das Bekenntnis unseres ganzen Volkes als innere und äußere Kampfeinheit. Weder Russland noch Frankreich, noch England haben eine solche Stunde gehabt. Es war nicht möglich für sie,

weil ihr Krieg ungerecht ist. Für einen ungerechten Krieg vermag ein Volk nie sein Außerstes, Letztes einzusezen. Wir können es, und darum dürfen wir an unseren Sieg glauben.

Man kann sagen, daß Deutschland diesen Krieg nicht erst 1914 oder 1915 gewinnen wird, sondern daß es ihn moralisch schon in den Jahren der sogenannten Marokkocrisis gewonnen hat, als unsere Regierung dem Verlangen, das in manchen Schichten des Volkes sich regte und wuchs, es möge der Nichtachtung und Schädigung Deutschlands durch die gegnerischen Mächte mit dem Schwert ein Ende gemacht werden, sich so standhaft widersezte. Wenn wir heute rückschauend uns das letzte Jahrzehnt überlegen, so dürfen wir uns wohl gestehen, daß unsere politische Geduld nicht nur großen Prüfungen, sondern auch großen Versuchungen ausgesetzt gewesen ist. Wo wären Russland und Frankreich heute, wenn wir mit Österreich-Ungarn zusammen 1904 oder 1905 unsererseits die Abrechnung, mit der uns jetzt jene beiden im Bunde mit England überfallen haben, schon erzwungen hätten? Um wieviel leichter wäre es für uns gewesen, Russland 1909 niederzuwerfen, als der serbisch-boßnische Lärm zum ersten Male losging; das russische Heerwesen aber vom japanischen Krieg und von der Revolution her noch nicht entfernt wiederhergestellt war? Auch Frankreich hätte damals des schlechten Pulvers wegen seine Flotte in den Häfen behalten müssen und die italienische Seemacht im Mittelmeer wäre frei gewesen. Während der Marokkoverhandlungen von 1911 erscholl laut das Wort: Lieber Krieg, als dies fortwährende Hin und Her am Rande der Kriegsgefahr, dies Nachgeben, Zurückweichen, Paktieren mit Gegnern, die es doch nicht ehrlich meinen, sondern nur warten wollen, bis der Moment zum Überfall für sie besser paßt! In der Tat, man muß zugeben, daß es für uns nicht nur subjektiv, sondern auch objektiv immer schwieriger wurde, den Frieden zu erhalten. Trotzdem, und obwohl wir sahen, daß während unseres Zuwartens die Gesamtheit der Gegner im Vergleich zu uns ihre Stärke vermehrte, waren wir nach dem höchsten und idealsten Gebot der politischen Sittlichkeit doch verpflichtet, das Schwert so lange in der Scheide steden zu lassen, bis der Feind uns wirklich überfiel. Wir mußten es deshalb, weil sich in unseren inneren Verhältnissen so viel nationale Wutnis, Schuld und Zuriethaft aufgehäuft hatten, daß wir weder als Volk noch als Staat die Kraftprobe eines Krieges mit unsicherem moralischen Ausgangspunkten zu bestehen sicher waren. Es durfte noch nicht 1911

sein, es mußte 1914 werden, bis der Krieg das deutsche Volk nach einundehnhalb Menschenaltern wieder zu einem Ganzen einte. Hätten wir um Marokkos willen den Krieg erlebt — nicht nur die Sozialdemokraten, sondern auch viele andere Deutsche hätten der Notwendigkeit und dem Recht eines solchen Krieges zweifelnd gegenübergestanden. Wir wären in den Krieg gegangen und hätten unsere innere Zerrissenheit behalten. Ein Stück davon wird sicher auch jetzt wiederkommen, wenn der Krieg vorbei ist, aber so schlimm, wie es gewesen ist, kann es für absehbare Zeit nie wieder werden, weil alle Teile, alle Klassen, alle Parteien einmal Schulter an Schulter gestanden und in gemeinsamer Begeisterung Opfer für den vaterländischen Gedanken gebracht haben. Der moralische Sieg der Selbstüberwindung beim Kaiser und bei der Regierung, kraft dessen dem Kriege bis aufs äußerste Widerstand geleistet wurde, er trug als Frucht in seinem Schoße jene wunderbare Stunde der Reichstagsöffnung vom 4. August. Mit ihr hat die Nation dem Kaiser dafür gedankt, daß er ihr und sich selbst das gute Gewissen und damit von der ersten Stunde an die Siegeszuversicht für diesen Krieg gerettet hat.

Das andere Stück der moralischen Kraftprobe ist für uns darin gegeben, daß wir den Krieg nicht mehr wie 1870/71 in der Hauptfache als Agrarstaat mit gewerblichem Einschlag zu führen haben, sondern daß in den vierzig Jahren seit dem Frankfurter Frieden die Industrie immer mehr und mehr zum tragenden Pfeiler unseres Lebens geworden ist — wenigstens so weit dies Leben uns in die Weltwirtschaft und auf dem Wege über die Weltwirtschaft in die Weltpolitik geführt hat. Dadurch ist für den Fall einer solchen Krise, wie wir sie jetzt durchmachen müssen, die Opferbereitschaft der Besitzenden zu einem entscheidenden Halbtor für den Kriegsausgang geworden. Nur mit ihrer Hilfe kann die Aufgabe gelöst werden, die vielen Millionen, die durch die Einschränkung unseres Einkaufes und Absages auf dem Weltmarkt in Not geraten, im ganzen so lange zu erhalten, bis der Sieg gewonnen ist.

Die Rechnung der Engländer ist, uns dadurch zur Nachgiebigkeit zu zwingen, daß uns der Verkehr mit der überseeischen Welt abgeschnitten wird. Zwar leidet auch das englische Wirtschaftsleben dadurch, daß der Handel Englands nach den vom Kriege ergriffenen europäischen Ländern stößt. Deutschland, Frankreich, Russland, Österreich-Ungarn sind Abnehmer englischer Waren; Deutschland und Frankreich sogar die bedeutendsten. Auf der anderen Seite ist

die deutsche Industrie in derselben Lage, daß sie weder nach England noch nach Russland oder Frankreich exportieren, keine Waren für diese Länder erzeugen, keine Arbeiter beschäftigen und bezahlen kann. England aber, so rechnet man drüben, kann trotz aller Einfuße den größten Teil seiner Absatzmärkte behaupten, weil es die See beherrscht, und vor allen Dingen kann es, was es an Rohstoffen, Lebensmitteln und dergleichen braucht, frei importieren. Dagegen würde Deutschland keinen Seehandel mehr zu führen imstande sein; sein Export wird auf das Äußerste beschränkt bleiben, ja es wird nicht einmal so viel Rohstoffe herein bekommen, daß seine Industrie für die Bedürfnisse des inneren Marktes an Kleidung, Hausrat, Maschinen und dergleichen arbeiten kann. Infolgedessen wird — immer nach englischer Rechnung — bald starke Arbeitslosigkeit eintreten und damit ein so ausgedehnter und durch die Teuerung der Lebensmittel so verschärfter Notstand, daß wir uns schließlich den englischen Friedensbedingungen würden fügen müssen. Demgegenüber dürfen wir einerseits darauf vertrauen, daß wir, als der Krieg ausbrach, doch im Besitz größerer Vorräte an Rohstoffen waren, als der Gegner glaubte, daß uns ferner die Einfuhr über die neutralen Länder, wenn auch stark behindert, so doch nicht ganz unmöglich gemacht worden ist und daß auch, je weiter die Besetzung feindlicher Gebiete durch unsere Heere fortschreitet, desto mehr Materialien erbeutet werden können. Wir dürfen uns aber doch nicht darüber täuschen, daß durch alle diese Hilfen der Notstand, in den England unser industrielles Wirtschaftsleben versetzen will, zwar gemildert, aber nicht beseitigt werden kann. Die Engländer geben sich auch nicht der Täuschung hin, daß es auf dem von ihnen versuchten Wege mit der Niederzwingung Deutschlands besonders schnell gehen würde. Es scheint zwar, daß sie beim Ausbruch des Krieges glaubten, unsere Lage sei ungünstiger, als sie wirklich war, aber wer die englischen Stimmen jetzt verfolgt, der merkt deutlich, daß man sich dort jetzt ganz ernstlich auf eine lange Kriegsdauer einrichtet, weil man sich sagt, daß die militärische Kraft Deutschlands zu Lande vielleicht überhaupt nicht wird besiegt werden können, und die Aushungerung in der eben beschriebenen Art und Weise erst ganz allmählich zu verwirklichen sein wird.

Es kann sein, und wir haben allen Grund zu hoffen, daß es gelingen wird, England an verschiedenen Stellen seines Weltreichs so empfindlich zu treffen, daß der Druck zur Nachgiebigkeit, den wir damit auf die Engländer auszuüben imstande sind, viel schmerz-

hafter und schneller wirkt, als der englische Druck gegen uns. Ebenso-gut aber ist es möglich, daß auch wir mit einem längeren Zeitraum rechnen müssen, bis es uns gelingt, den Engländern einen entscheidenden Nachteil beizubringen. Während dieser Zeit kann bei uns viel davon Wirklichkeit werden, was man in England in bezug auf die Stilllegung der deutschen Industrie hofft. Die Rohstoffe werden uns in der Tat knapp werden und die Ausfuhr dem und der Behinderung unserer auswärtigen Verkehrswwege entsprechend. Dann, wenn die Arbeitslosigkeit und der Erwerbsmangel in den Industriebezirken und in den großen Städten wirklich den Charakter eines Notstandes zu bekommen droht, wird es darauf ankommen, wie opserwillig sich alle diejenigen im Volle beweisen, die imstande sind, von ihrem Besitz oder von ihrem Einkommen denjenigen etwas mitzuteilen, auf deren Hunger und Kummer der böse Feind unseres Vaterlandes rechnet, um es niederzuwerfen. Wenn es der Plan der englischen Politik ist, Deutschland und das deutsche Volk dadurch aus der Bahn des Aufstiegs unter den Weltvölkern in eine bescheidene nationale Kümmerexistenz zurückzuwerfen, daß es gegen den gewerblich arbeitenden Teil unseres Volkes die Not um Essen und Trinken, Wohnung, Wärme, Kleidung und alles, was sonst zum täglichen Brote gehört, ins Feld rufen will, so ist das genau dasselbe, als ob die Feinde über dem Kanal bei sich sprächen: bringen wir nur erst gehörig in Deutschland den Hunger unter die Massen — darauf, daß die Reichen und Wohlhabenden nicht aus dem Ihrigen den Hungernnden helfen werden, darauf dürfen wir dann schon hoffen! Wirklich schlecht wäre unsere Lage in diesem Kriege nur dann, wenn es im ganzen genommen in Deutschland nicht genug Nahrungsmittel gäbe, um ohne bedeutende Zufuhr von außen das Volk am Leben zu erhalten. So steht es aber Gott sei Dank nicht. Unsere Ernte an Getreide und an Kartoffeln in diesem Jahre hat ausgereicht, um bei vernünftiger Einteilung und guter Organisation des Verbrauchs unsere Volternährung zu sichern. Es kommt nur darauf an, daß die an sich vorhandenen Nahrungsmittel und ebenso alle übrige Notdurft des Lebens auch zu den Menschen gelangt, die in normalen Zeiten den Verdienst ihrer Arbeit haben, jetzt aber im Kriege der Arbeit beraubt sind. Hier bleibt nichts anderes übrig, als daß der Wille und die Kräfte des Staates mit dem Vermögen der Besitzenden auf die eine oder andere Weise zusammenwirken, um den Notleidenden Nahrung und Obdach zu sichern, womöglich auf eine Weise, daß zugleich ihre

Arbeitskraft zum Nutzen des Gemeinwohles verwertet wird. Deutschland kann nur besiegt werden, wenn es den Engländern nicht nur gelingt, Arbeitslosigkeit und Mangel bei uns hervorzurufen, sondern wenn auch der besitzende Teil der Nation und das als Staat organisierte Volksganze daran gehindert werden, daß sie Opfer aus dem Eigenen für die Erhaltung der Notleidenden bringen. Dies Ziel aber zu erreichen, ist für England ganz unmöglich, wenn nicht bei uns sich Selbstsucht, Trägheit und organisatorische Unfähigkeit vor den Wagen spannen, den England geschirrt hat, um seine Siegesstrafe auf ihm zu fahren. Helfen wir ihm dazu, dann haben wir eben die moralische Kraftprobe nicht bestanden, dann haben wir selber nicht den Sieg, sondern die Niederlage verdient.

Neben die Frage unserer direkten kriegerischen Leistungsfähigkeit und neben die andere, ob die Summe unserer moralischen Kraft ausreicht, die Probe des Krieges siegreich zu überstehen, tritt als dritte die nach der inneren wirtschaftlichen Organisation des Sieges. Wir wiederholen, was die eigentliche Grundfrage anbetrifft, daß wir auf den Sieg vertrauen, weil wir um unserer Existenz willen siegen müssen und weil wir an den Opfermut unseres Volkes im ganzen glauben. Je länger der Krieg dauert, je Größeres er von uns fordert, desto deutlicher muß es uns allen werden, daß es sich nicht bloß um Sieg oder Niederlage handelt, sondern um die deutsche Zukunft schlechthin. Selbst wenn wirkliche Misserfolge auf dem Schlachtfelde eintreten sollten, so ist es ausgeschlossen, daß wir aus ihnen eine Aufforderung zum Friedensschluß ohne Sieg entnehmen dürften. Im Gegenteil: sie müßten und sie würden für uns nur ein Ansporn sein, wirklich das Äußerste an Kraft herauszuholen, was wir hergeben können. Das haben wir noch nicht entfernt getan. Erst dann hätten wir es geleistet, wenn der letzte kampftüchtige Mann im Felde steht, der letzte Stahl zur Waffe geworden, daß letzte Sparguthaben verwendet ist. Menschlicher Voraussicht nach wird es so weit überhaupt nicht kommen; wenn aber doch, dann heißt es auch, daß, wenn Deutschland wirklich will, wenn es sich mit seiner äußersten und letzten Kraft erhebt, eine so starke Siegesgewalt in ihm stecken wird, daß die Gegner uns nicht werden standhalten können. Von alledem sind wir, wie gesagt, überzeugt. Es bleibt aber daneben doch noch jene vorhin genannte dritte große Frage übrig, die für jeden Krieg gilt, auch für den siegreichen, und für einen so schweren, wie wir ihn zu führen haben, doppelt: ob die nationale Organisation des

Kampfes mit starken oder mit geringen inneren Hemmungen arbeitet? Mit diesem schweren Problem, das mit den eigentlichen Kern — nicht der Frage, ob Sieg oder Niederlage, sondern ob voller oder halber Sieg — zu enthalten scheint, haben wir uns alle bald nach dem Beginn des Krieges zu beschäftigen anfangen müssen, und je länger, desto lastender.

Gr. D. Die nationale Organisation unseres Krieges kann nach innen zu verschiedenartig arbeiten. Sie kann so arbeiten, daß nur wenig lebendige Kraft zwecklos verloren geht, aber auch so, daß durch Mangel an Vorausblick und Entschlossenheit große Kräfteverluste entstehen. Je umfassender die Gebiete sind, um die es sich dabei handelt, desto entscheidender für den Ausgang des Ganzen ist die auf ihnen getroffene Organisation. Das größte und wichtigste Gebiet ist der nationale Unterhalt, die Versorgung des Volkes im eigentlichen Sinne, wovon wir weiter zurück schon gesagt haben, daß hier in jedem Falle auch die sittliche Opferwilligkeit unserer besitzenden Schichten ihre Probe zu bestehen haben wird. Selbst aber wenn wir nach jener Richtung hin das Höchste erhoffen, so vermag doch aller guter Wille die Entscheidung nur zur Hälfte zu leisten; die andere Hälfte ist eine Frage der Organisation. Ein zweites Gebiet, nicht ganz von derselben, aber doch auch von der allergrößten Wichtigkeit, ist die Wohnungsfürsorge.

Weder in der Wohnung noch in der Versorgungshache hat unser staatlicher Apparat von Anfang an befriedigend gearbeitet. Es kamen eine Menge Anregungen, es wurden viele ernste Anläufe genommen, man beriet hier und da und stellte hier und da Mittel bereit, aber der große Zug, der in die Dinge hineingebracht werden mußte, der fehlte. Wenn wir aber nicht dafür sorgen, daß hier alles Erforderliche geschieht; erstens schnell, zweitens einleuchtend, drittens durchgreifend, so werden wir dadurch zwar nicht den endgültigen Sieg in Frage stellen — ich wiederhole: wir werden siegen, weil wir siegen müssen — wohl aber werden wir den Siegerpreis unter Umständen bedenklich schwächen und die Opfer, die er kostet, ins Ungleiche vermehren.

Jeder denkende Mensch wundert sich heute in Deutschland darüber, daß alle gewöhnlichen Lebensmittel gar nicht oder nur ganz unwesentlich teurer geworden sind, als in normalen Zeiten. Die Wohlseilheit der Nahrungs- und Genussmittel ist Tatsache, aber sie

ist unnatürlich, und sie kann in der Weise, wie sie heute besteht, nicht andauern. Wir haben billiges Fleisch, weil reichlich Vieh angeboten wird, und das Angebot ist reichlich, weil unsere Viehzüchter glauben, daß sie nicht ihren ganzen Viehbestand durch den Winter und durch das Frühjahr werden bringen können. Wenn die Dinge so weiterlaufen, so steht eine starke Fleischsteuerung bevor, und zwar in gar nicht ferner Zukunft. Im Bezug der Futtermittel für unser Vieh sind wir seit Jahren stark von der ausländischen Einfuhr abhängig. Diese Einfuhr ist nicht ganz unterbunden, aber sie ist sehr erschwert. Folgt daraus etwa, daß wir die Hände in den Schoß legen und abwarten müssen, was kommt? Keineswegs. Ich will nur ein Hilfsmittel nennen: die Zuckertübe. Jetzt verarbeiten unsere Zuckersfabriken das Rübenmaterial, das sie angelauft haben, ohne viel Einschränkungen zu Zucker. Natürlich kann dieser ganze Zucker nicht in Deutschland verzehrt werden, denn Deutschland ist eines der größten Zucksexportländer. Man denkt aber, der Krieg wird über kurz oder lang zu Ende sein, und dann wird der Zucker, den Deutschland exportieren kann, einen guten Preis haben. Das ist wahrscheinlich ganz richtig gerechnet, aber richtig nur im privatwirtschaftlichen, grundfalsch und gefährlich im nationalwirtschaftlichen Sinne. Wenn ein bestimmter Prozentsatz unseres Rübenrohstoffes, sagen wir die Hälfte, nicht zu Zucker verarbeitet, sondern als Viehfutter konserviert wird, so haben wir damit schon einen Teil unseres Defizits an eingeführten Futtermitteln ausgeglichen. Wir können eine Menge Vieh, das sonst geschlachtet werden müßte, damit erhalten. Also haben wir es in der Hand, um den Preis einer geringen, dauernden Versteuerung des Fleisches während der Kriegszeit unsere Fleischvorräte im ganzen rationeller auszunutzen und eine plötzliche, sprunghafte, die ärmsten Klassen auf das schwerste belastende Erschwerung des Fleischgenusses im Winter, Frühjahr und nächsten Sommer zu verhüten. Dieses notwendige Ziel kann aber nur erreicht werden, wenn die Regierung eingreift. Es geht nicht an, daß jede Zuckersfabrik nach Belieben mit ihren Vorräten wirtschaftet. Wohl gibt es Zuckersfabrikanten, die das Verlehrte des jetzigen Verfahrens einsehen, aber jeder einzelne denkt: was hilft es, wenn ich mich allein beschränke, davon habe ich für mich den Schaden, und die Allgemeinheit hat von der kleinen Menge Rüben, die ich zur Durchhaltung des Viehs hergebe, keinen Nutzen. Es muß also ohne Zögern im Verwaltungsweg eingegriffen werden, kurz und

bündig. Wenn man aber noch lange damit wartet, so wird es zu spät sein.

Das Beispiel mit den Rüben sollte auch nur ein Beispiel sein. Es gibt noch andere Dinge, mit denen ähnlich verfahren werden muß. Wir fordern von unserer Regierung, daß sie jetzt die Einsicht und den Mut aufbringt, im Sinne eines aufgeklärten Absolutismus, meinetwegen Despotismus, zu handeln. An den nötigen Vollmachten, wo sie solche braucht, wird es ihr nicht fehlen. Alles, was zur Ernährung des Volkes gehört, muß jetzt einem unbedingten Verfügungsrécht unterstehen. Man kann ohne weiteres sagen: es darf kein Privateigentum an direkten und indirekten Lebensmitteln mehr in dem Sinne geben, daß jedermann mit dem Seinen machen kann, was ihm beliebt. Was von den Futtermitteln gilt, das gilt auch vom Vieh selbst, und es gilt erst recht vom Getreide. Man kann das ein Regierungsgetreidemonopol nennen, man kann es nennen, wie man will, aber es darf nicht so weitergehen, daß über die vorhandenen Getreidemengen disponiert wird, ohne Rücksicht auf die Frage, was im Dezember, im Februar, im Juni noch an Brotkorn bei uns vorhanden sein wird. Wir haben nun glücklich so viel geerntet, daß wir mit etwas Zusuhr, die zu sichern möglich sein wird, durchkommen können, aber nur unter der Bedingung, daß wir den vorhandenen Vorrat einteilen.

Wir haben eine Menge Kartoffeln geerntet, nicht ganz so viel, wie es ansangs schien, aber im ganzen doch reichlich und in manchen Gegenden sehr reichlich. Diese Kartoffeln sind für uns ein Schatz. Sie können unsere Ernährung bis zur nächsten Ernte sehr wesentlich unterstützen, aber man muß die Unterstützung regeln. Das kann nur durch Anordnung und Organisation von oben her geschehen. Man kann Kartoffeln in Mengen trocknen, aber die Kartoffeltrocknung bleibt eine schöne und interessante Theorie, wenn nicht zwangsläufig und in großem Maßstabe dafür gesorgt wird. Geschieht das, so haben wir eine weitere große Verstärkung unserer Reserve an Futtermitteln; geschieht es nicht, so werden auch im Winter und Frühjahr so viel Kartoffeln verderben wie sonst, und es entsteht ein unberechenbarer Schaden. In Friedenszeiten macht er für uns nicht viel aus; jetzt im Kriege kann er uns höchst gefährlich werden. Aus Kartoffeln kann Stärkemehl gemacht werden, und dieses Mehl läßt sich zu Brot verbacken. Dadurch wird unsere Brotdecke verlängert. Die Verlängerung bleibt aber ein bloßer Gedanke, wenn die Regierung nicht dafür sorgt, daß wirklich aus

soundsoviel Millionen Zentnern Kartoffeln das Mehl herausgezogen wird. Vom bloßen Schreiben und Reden kommt noch kein Kartoffelmehl heraus.

Bei all diesen Dingen, Budertüben, Kartoffeln, Viehhaltung, Getreidevorräte, handelt es sich nicht um unerschwingliche Dinge, die vom Himmel herunter oder aus den Tiefen der Erde hervorgeholt werden müssen, sondern um praktisch greifbare, naheliegende Möglichkeiten. Man muß aber zufassen und aus den Möglichkeiten Wirklichkeiten machen. Dazu können wir heute nicht unsere sonst so schönen Ressortverhandlungen und Instanzenzüge gebrauchen. Unser Verwaltungsbamtentum, unsere sogenannte Bureaucratie, steht plötzlich vor einer Aufgabe, die nur mit einer ganz starken und unmittelbaren Konzentration der Intelligenz und des Willens gelöst werden kann. Sie läßt sich mit drei Worten umschreiben: Einsicht, Anpassungsfähigkeit, Entschlußkraft. Das Wohl des Volkes ist mit einem Male in ganz anderem Maße und Sinn als je zuvor in die Hand unserer Minister, Ministerialdirektoren und Vortragenden Räte gegeben. Jetzt wird sich zeigen, was in diesen Männern steht. Eine riesengroße Verantwortung erhebt sich vor ihnen. Wenn je das Wort gegolten hat, so gilt es heute: der Mensch muß mit den Zielen und Zielen wachsen, um derentwillen er da ist. Jeder von uns muß es und unsere Beamten an den entscheidenden Stellen müssen es dreifach, zehnfach. Für sie ist jetzt das Gleichnis von den Pfunden gesprochen, ihnen ist Macht und Verantwortung gegeben. Mögen sie mit beidem wuchern!

Niemand weiß, wann der Krieg zu Ende sein wird. Unsere Feinde sagen: Wenn es nötig ist, wollen wir ihn zwanzig Jahre führen. Das ist Narrheit. Es kann aber wohl sein, daß er bis über die nächste Ernte hinaus dauert. Wie diese Ernte aussfallen wird, wissen wir nicht. Wir wissen nicht, wie viele Hände zum Bestellen der Felder da sein werden, wie Wind und Wetter sich gestalten usw. Wir wissen aber, wie groß unsere verfügbare Aderfläche ist, wir wissen auch, daß es möglich ist, diese Fläche zu vergrößern. Wir haben Odländereien, vor allen Dingen Moore. Wir haben Arbeitslose und Kriegsgefangene. Wir werden wahrscheinlich in einigen Monaten noch sehr viel mehr Arbeitslose und Kriegsgefangene haben. Die einen wie die anderen kann man beschäftigen, muß man beschäftigen. Nicht wenige sachverständige Männer stehen da und sagen: Jetzt ist die Zeit, wo Hunderttausende von Hektaren Moorland in Ader und Wiese verwandelt werden können. In Friedens-

zeiten mag sich viel dafür sagen lassen, daß ein großer Plan erst bis in alle Einzelheiten studiert und durch ausführliche praktische Versuche im kleinen bekräftigt wird, bevor man an die Ausführung im großen geht. Wenn aber die Not der Zeit drängt, dann darf man sich nicht nur, sondern man muß sich auch über diese Art der Behandlung hinwegsetzen. Bei unserer deutschen Moorkultur handelt es sich nicht mehr um Fragen, die in ihren wichtigsten Grundlagen unreif zur Beschlusshandlung wären. Die Hauptachsen stehen fest. Also muß gehandelt werden. Wenn man heute in großem Stil ans Werk geht, so wird man vielleicht nach Jahr und Tag sagen können: Noch zehn Jahre längere Vorarbeiten, und diese und jene Kleinigkeiten hätten besser gemacht werden können. Wer aber heute auf den zehn Jahren besteht, der versündigt sich an der nationalen Notwendigkeit. Es kann von der größten Wichtigkeit werden, daß wir im nächsten Jahre zur Aussaat eine um so viel größere Fläche verfügbar haben, wie sie vom Oktober bis zum Juli durch Moorkultivierungsarbeiten geschaffen werden kann. Also ans Werk! Man nenne hier nicht Gewissenhaftigkeit, was in Wahrheit Unkraft der Entschließung wäre!

Die Sicherheit und das Gleichmaß unserer Volksernährung zur Zeit des Krieges bilden die eine große Frage, die uns beschäftigt. Ähnlich wie mit der Ernährung steht es mit der Wohnung. Man hat dafür gesorgt, daß die Familien der im Felde stehenden Verteidiger des Vaterlandes nicht ohne weiteres auf die Straße gesetzt werden können, wenn sie keine Mittel für die Mietzahlung aufbringen. Es handelt sich aber gar nicht allein um die Familien der Eingezogenen, die draußen kämpfen, sondern ebenso, vielleicht noch mehr, um die Familien aller derer, deren Erwerbsfähigkeit durch den Krieg vermindert worden ist. Eine gewaltige Menge von Arbeitslosen und nur ungenügend mit Arbeit und Verdienst versorgten Männern und Frauen steht da. Die Maßnahmen, die bisher getroffen sind, um ihnen das Verbleiben in den gemieteten vier Wänden auch für den Fall zu sichern, daß sie die Miete trotz besten Willens nicht schaffen können, sind ungenügend. Man hat sich etwas mit der Sache besaßt, man hat einige wirkliche und einige scheinbare juristische Begründungen dafür gegeben, daß die Dinge so schlimm nicht ständen und so schlimm nicht werden würden, aber man ist der Notwendigkeit aus dem Wege gegangen, die Wohnungsfrage für die Kriegszeit wirklich zu lösen. Das geht nicht ohne eine neue Organisation durchgreifender Art. Das geht nicht, ohne daß

man Mieter und Vermieter, Haus- und Hypothekenbesitzer, Banken und Stadtverwaltungen als ein unlöslich ineinandergreifendes Ganze auffaßt und entsprechend handelt. Man darf diese ganze gewaltige Summe von wirtschaftlichen Nöten und Notwendigkeiten nicht mit bloßen Palliativmitteln behandeln, sondern man muß alle Kreise und Verbände, die damit zu tun haben, zusammennehmen und mit ihnen eine Lösung suchen, die etwas vom Geist der Zeit hat, die über uns gekommen ist. Sonst werden wir es erleben, daß durch Unverstand, Rücksichtslosigkeit und Eigennutz einzelner öffentliches Unheil herausbeschworen wird. Sobald es erst damit anfängt, daß in den Städten hier und da die Familien auf die Straße gesetzt werden — nicht die der im Felde stehenden Reserveisten und Landwehrleute, sondern die der Arbeitslosen zu Hause —; sobald es dazu kommt, daß verzweifelte Frauen ihren Hausrat durchs Fenster auf die Straße werfen, weil sie sich gegen die Zwangsräumung sträuben, daß die Arbeitslosen den Hauswirten die Fensterscheiben einwerfen, Aufläufe stattfinden, die Polizei einschreitet, die Zeitungen und die öffentliche Meinung sich aufragt und das Ausland davon hört — dann ist es zu spät. Dann wird der Schaden geschehen sein, der durch Vernunft, Weitblick und zielbewußtes Wollen jetzt noch vermieden werden kann.

Ich wiederhole: hier kann die ganze Schwere des Themas, die Menge der einzelnen Probleme, in die es zerfällt, nicht erschöpft, sondern nur an den wichtigsten Stellen angedeutet werden. Worauf es ankommt, ist, daß wir begreifen: die Zeit fordert vervielfachte Schnelligkeit in Denken, Wollen und Handeln. Mit den guten, alten und bewährten Methoden unserer Beamtenverwaltung kann jetzt nicht gearbeitet werden; sie gehörten in den Speicher, bis wieder normale Zeiten sind. Jetzt sind Maßnahmen anderen Stils nötig. Jetzt muß in Fraktur, in gewaltiger, nur das Ziel ins Auge fassender Vereinfachung und Vertiefung alles vorbereitenden Denkens und Beratens gearbeitet werden. Ein uraltes mächtiges Wort sagt: Der Krieg ist der Vater der Dinge. Der Krieg offenbart auch, was aus lebendigem Schöpfergeist geboren ist und was im tödenden Banne des Buchstabens steht. Wir haben gesehen, wie ein General Vollmacht hatte, Preis und Gewicht des Brotes zu bestimmen und Läden zu schließen, in denen man die Käufer bewuchern wollte. Er hat seine Vollmacht gut benutzt, und man hat ihn daraufhin eine Weile den populärsten Mann in Berlin genannt. Das war aber nur ein An-

sang und ein Anlauf zum Rechten. Was jetzt geschehen muß, was im Grunde schon in der Verwirklichung begriffen sein müßte, das ist viel mehr. Die Vrottage kann einer mit Wohlwollen und mit dem sogenannten gesunden Menschenverstand machen; zur Volksverpflegung und zur Wohnungsfürsorge im ganzen gehört aber die schöpferische Kraft des großen Organisators. Jetzt müssen auf einem neuen Gebiet die Stein, Scharnhorst und Gneisenau sich zeigen. Als die Männer, die heute Deutschland lenken, ihre Ämter antraten, da ahnten sie nicht, wie plötzlich und wie gewaltig der Maßstab wachsen würde, mit dem einmal in der Geschichte unseres Volkes ihr Tun und ihr Lassen gemessen werden würde. Davon, wie sie sich bewähren, wird die Kraft abhängen, mit der das neue Zeitalter des deutschen Weltgedankens seinen Anfang nimmt.

### Wohin muß uns der Krieg führen?

Gr. D. 31. Oktober 1914.

Unsagbar Großes steht bei der Entscheidung darüber auf dem Spiel, wie das Wollen und Können der führenden Männer Deutschlands in dieser Entscheidungsstunde die Probe besteht! Deutschland kann in dem Kriege, den wir führen müssen, siegen, wie man siegt, wenn man es gerade noch etwas länger aushält, als die Gegner; es kann aber auch siegen, wie der Held in seiner Kraft. Den vollen Sieg erringen wir erst, wenn wir uns die Bahn frei machen, n i c h t zur deutschen Weltherrschaft, oder Weltmacht, von der hier und da wohl meinende und kriegsbegeisterte Phantasten unter uns träumen mögen — wohl aber zur deutschen Weltarbeit. Ohne Furcht bekennen wir unsere Überzeugung: Es hätte zur nationalen Gefahr für uns ausschlagen können, wenn unser Siegeslauf sich weiter so stürmisch fortgesetzt hätte, wie in den ersten Wochen des Krieges. Erst daß wir die wirkliche Kraft unserer Gegner in dem langen Ringen der letzten Wochen kennen gelernt haben, wird den endlichen Sieg für uns zum Segen werden lassen, wenn wir die schwere Aufgabe der inneren Organisation des Triumphs ausreichend zu bewältigen imstande sind und wir uns fähig zeigen, das wahre Ziel des Kampfes, in den wir hineingezwungen worden sind, und die Wege, die dahin führen, zu begreifen.

Drei Welten liegen vor uns, bei denen es noch nicht entschieden ist, welche der großen

abendländischen Nationen ihr Führer zur Teilnahme an der zukünftigen Menschheitskultur sein soll: der Orient, Ostasien, Afrika! Siegen wir in Kraftfülle, nicht bloß weil wir weniger erschöpft sind als die Feinde, so sind wir es, die imstande sein werden, den Inhalt unseres Volksgedankens in jene wartenden, zu unendlicher geistiger Empfängnis bereiten Gebiete einströmen zu lassen. So weit also muß heute der Gesichtskreis eines deutschen Staatsmannes reichen. Sein Geist muß imstande sein, China und Indien, die Euphratmündung, das Kap der Guten Hoffnung und den Kongo mit dem Gang des deutschen Krieges zu verknüpfen; die Schwingen des deutschen Gedankens von den Enden der Erde her rauschen zu hören und zugleich den scharfen Umtiß der nächsten und unmittelbarsten Aufgaben zu erkennen, die heute gelöst werden müssen, wenn jene Bilder Wirklichkeit werden sollen.

Immer von neuem müssen wir daran erinnern, daß es nicht nur der Sieg unserer Waffen im Felde ist, von dem die Zukunft Deutschlands nach diesem Kriege abhängt. So mancher unter uns hat in diesen Tagen, wo das siegreiche Vordringen unserer Heere hier vor gewaltiger Übermacht zurückblieb, dort durch die Tapferkeit und Zähigkeit des Gegners länger aufgehalten wurde, als man dachte, schon etwas kleinmütig zu werden begonnen. Raum freilich, daß eine Stimme am letzten Ausgang zweifelte, aber Sorge und Unmut entluden sich hier und da in dem misstrauischen Vorwurf: Warum verschweigt man uns ungünstige Tatsachen? Warum gesteht man die Misserfolge nicht ein, von denen die Zeitungen des neutralen Auslandes zu berichten wissen! Das ist verkehrt. Wer sich heute in seinem Urteil über das militärische Kräfteverhältnis durch augenblickliche Verschiebungen auf dem Gebiet der strategischen Vorgänge beeinflussen läßt, beweist damit nur, daß er kein sicheres Empfinden für die im ganzen unüberwindliche Macht unserer Heeresorganisation im Verhältnis zu den gegnerischen Kräften hat. Auch daß unser Bundesgenosse Österreich-Ungarn Mühe hat, sich zu behaupten, darf uns nicht irre machen. Wir stehen zusammen für einen Mann und wir können der ruhigen Zuversicht bleiben, daß wir miteinander länger durchzuhalten imstande sind, als die Feinde. Ob etwas früher oder etwas später, der Tag muß kommen und wird kommen, wo trotz der ungeheuren ins Feld geführten Massen bei jenen sich die Brüchigkeit, sei es des staatlichen Organismus, sei es der wirt-

schaftlichen Kräfte, sei es des Zusammenhalts mit den Verbündeten offenbart.

Wer über den Fortgang des Krieges nachdenkt, der muß, wenn er nicht am Kern der Dinge vorbeitressen will, von der Einsicht ausgehen, daß uns die kritische Zeit, wenn sie überhaupt eintritt, noch um geraume Frist bevorsteht. Es kommt vor allen Dingen darauf an, wie lange Rußland und Frankreich imstande sind, den Druck ihres kriegerischen Handelns aus der Spannkraft und dem Zusammenhalt ihres Staatsgefüges, ihrer wirtschaftlichen Kraft und ihrem nationalen Willen zu nähren. Unsere Gegner wissen, worum es sich auch für sie bei einer Niederlage handelt; also werden sie ihre Kräfte anstrengen. Es kann leicht sein, daß es so lange damit dauert, bis bei uns die innere Organisation des Sieges ihre Probe zu bestehen hat, d. h. bis all die Maßnahmen sich bewähren müssen, die für die Lebensmittelverteilung, für die Preise der Volksnahrung, für die Regelung der Wohn- und Mietsfrage und alles was damit zusammenhängt, getroffen sind und — wir sagen es nicht ohne Sorge und Bedauern — immer noch zum Teil getroffen werden müssen. Noch merken wir ja im großen und ganzen unglaublich wenig vom Krieg. Wirklich schwer getroffen, wirklich in Not, sind bisher fast nur die losen in das Erwerbsleben des Volkes eingegliederten schwachen Einzelkräfte, die bescheidenen Schriftsteller, die Klavier- und Musiklehrer und Lehrerinnen, viele Künstler, viele Mädchen und Frauen, die aufs Verdienen ohne eigentliche Berufsausbildung und Organisation angewiesen sind. Nicht für alle, wohl aber für sehr viele von diesen unseren schwächeren Volksgenossen sind heute der Egoismus und die Gedankenlosigkeit derer verantwortlich, die wohl in der Lage wären, ihnen einen bescheidenen Verdienst oder Lebensunterhalt zuzuwenden, wenn sie einsichtiger und etwas opferwilliger für das Volksganze wären. Auch bei einem Teil der Industriearbeiter und der Kaufmännischen Angestellten fängt der Mangel an, aber was bisher gekommen ist, geht nicht viel darüber hinaus, was uns die periodisch wiederkehrenden Krisen des internationalen Wirtschaftslebens auch schon früher gebracht haben. Erst wenn der Winter sich zu Ende neigt, wird sich zeigen, ob es in der Hauptsache bei den bisherigen, den einzelnen oft genug furchtbart hart tressenden, im ganzen aber noch nirgends an unser nationales Dasein rührenden Schwierigkeiten bleibt, oder ob die Probe für uns schärfer wird.

Wir wissen: mag sie so scharf werden, wie sie will und kann —

wir halten durch, weil wir müssen und weil wir als der Teil, um dessen nationale Existenz es geht, ungleich mehr ertragen können, als Gegner ertragen können wie Russland, Frankreich und England. Wir sprachen von den drei Welten, die sich dem deutschen Gedanken und der deutschen Arbeit bis in ihr Innerstes eröffnen sollen, wenn dieser Krieg gewonnen sein wird. Vielleicht wird man dann urteilen, daß ihre Tore sich uns gleich anfangs leichter und weiter geöffnet haben würden, wenn man bei uns die Höchstpreise für Getreide einen Monat früher eingeführt, auch für Kartoffeln sofort Höchstpreise beschlossen und noch diese und jene andere innere wirtschaftliche Organisationsmaßnahme gleich mit dazu genommen hätte. Wir kommen auf diese Dinge nicht darum stets zurück, weil wir uns eigensinnig auf sie verstieft hätten, sondern weil vieles große Geschehen in der Entwicklung der Völker letzten Endes darauf zurückgeht, ob in den entscheidenden Augenblicken die richtigen Männer die richtigen praktischen Einzelmaßnahmen ergriffen haben oder nicht. Ob früh oder spät — es ist eine Erlösung aus quälender Sorge, daß wir die Höchstpreise für Brot und einiges andere, was damit zusammenhängt, jetzt endlich bekommen haben. Anderes haben wir noch nicht bekommen, aber vielleicht bekommen wir es noch, bevor es endgültig zu spät ist. Wieviel schnelle und kühne Eingriffe in unser tägliches Leben, wieviel gedankenklare und willensstarke Umorganisation von Handel und Wandel, Essen und Trinken, Wohnen, Erzeugen, Verbrauchen — wieviel von solchen Dingen muß doch noch Wirklichkeit werden, wenn auf den deutschen Krieg ein deutscher Sieg, und auf den Sieg ein Weltalter folgen soll, durch das der deutsche Geist in seiner ganzen Fülle walten!

Von den Regierenden verlangen wir Tiefe der Einsicht, Kraft des Wollens, Mut zum Handeln. Es gibt aber auch Ausgaben für die Organisation des Sieges und des Weltalters nach dem Siege, die das Volk selbst und vor allen Dingen die Gebildeten im Volke zu leisten haben. Wenn ich sage: im Volke, so meine ich damit nicht nur die daheim Gebliebenen, sondern auch die im Felde Stehenden. Unsere Offiziere, gleichviel ob sie den Beruf für ihr Leben gewählt haben oder ihn nur vorübergehend im Kriege erfüllen, unsere Obersten, Generale, Feldmarschälle, sie alle gehören ganz und gar mit in die Vollschicht hinein, die wir als die Gebildeten bezeichnen. Was heißt das? Das heißt, daß sie nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern auch im Durchdenken, Fordern

und Verteidigen der Ziele, denen dieser Krieg dienen soll, sich mit bewähren müssen. Was ist Krieg? Ist er etwa Selbstzweck? Kann er es je sein? Niemals! Der größte Lehrer der Kriegskunst, den Deutschland hervorgebracht hat, besaß auch das tiefste Verständnis für das Wesen des Krieges. Clausewitz in seinen Büchern vom Kriege sagt das einfache und große Wort: Krieg ist nur die Fortsetzung der Politik mit veränderten Mitteln. Welch eine Politik wollen wir machen? Weltpolitik? Ja! Weltherrschaftspolitik? Nein, dreimal Nein!

Der oberste und unverrückbare Grundsatz alles menschlichen Handelns beruht auf der Verbindung geschichtlicher Erkenntnis und sittlicher Einsicht. Die Geschichte und das Sittengesetz im Völkerdasein lehren uns miteinander, daß es unmöglich ist und daß es die rächende Macht des Schicksals herausfordert, Gewalt, und sei es die Gewalt des vollkommensten Sieges, für die Vernichtung der Lebens- und Widerstandskraft großer Völker einzusetzen. Das müssen wir uns gesagt sein lassen, wenn wir fragen, wohin wir uns vom Siege führen lassen wollen für den Fall, daß unsere Gegner getrennt oder gemeinsam niedergeworfen werden können, bevor das Übermaß der Kräfteanspannung auch uns etwa dazu nötigt, uns statt des vollen Triumphes mit der erfolgreichen Selbstbehauptung zu begnügen.

Der Anfang des politischen Verständnisses für den Kriegszweck und die Siegeshoffnung liegt bei unserem Vorhaben mit Frankreich. Die Franzosen sind heute militärisch zwar unsere Gegner, gleich Russland und England, aber politisch sind sie es in einem anderen Sinne, als die Engländer und die Russen. Dafür hat unsere öffentliche Meinung und haben auch unsere Soldaten, hier mehr, dort weniger bewußt, im ganzen ein ziemlich deutliches Verständnis. Der Franzose ist in diesem Kriege der anständigste von unseren Gegnern, und er wäre es noch mehr, wenn nicht bedauerliche Verfehlungen gegen die Genfer Konvention und gegen die Gebote der Menschlichkeit und Anständigkeit in der Gefangenenbehandlung auf französischer Seite vorgekommen wären. Es scheint aber beinahe, als ob sie sich mehr in der ersten Zeit des Krieges unter dem Einfluß der entbrannten Leidenschaften beim Pöbel aller Stände ereignet haben, als später. Jedenfalls reicht die Schuld der Franzosen nicht an die englische heran. Was die Engländer getan haben — die Richtigkeit aller Nachrichten immer vorausgesetzt — ist so gemein, wie sich das englische Wesen zum großen Teil jetzt überhaupt gezeigt

hat, und es kann kaum anders geschehen, als daß von uns scharfe Vergeltung gefügt wird.

Abgesehen von dieser Frage haben wir aber gegen die Franzosen keinen besonderen Grund zur Beschwerde. Sie haben uns über vierzig Jahre lang darüber nicht im Zweifel gelassen, daß sie die Entscheidung des Frankfurter Friedens nicht als endgültig ansahen, sondern um ihre alte Stellung in Europa und um Elsaß-Lothringen noch einmal mit uns fechten wollten, sobald sich eine günstige Gelegenheit bot. Das war vielleicht nicht sehr klug von ihnen, aber es widersprach in keiner Weise den Regeln der politischen Moral, so wie sie nun einmal zwischen den Völkern besteht. Vermutlich hätten wir es nicht anders gehalten, wenn wir 1870/71, statt Elsaß-Lothringen zu gewinnen, das linke Rheinufer verloren hätten. Was an häßlichen und niedrig geschmacklosen Äußerungen von Abneigung und Revanchelust auf französischer Seite zwischen 1871 und 1914 alles ans Licht kam, das war oft recht unerfreulich, aber es darf nicht auf die Goldwage des internationalen Verkehrs gelegt werden. Das gallische Temperament und die Rebedürfnisse der Preß- und Straßendemagogen, die nun einmal zum kleinen täglichen Brot unserer Nachbarn gehören, hatten mehr Schuld daran, als die französische Volksseele im ganzen. Also wir wiederholen: zwischen dem deutschen und dem französischen Volk liegt kein Grund zu dauernder innerer Feindschaft vor, sobald die Franzosen endgültig die Erfahrung gemacht und sich darüber beruhigt haben, daß sie trotz aller Bundesgenossenschaft nicht imstande sind, den Frieden von 1871 wieder umzustoßen.

Sehr gut schreibt hierüber Professor Hans Delbrück im Novemberheft der Preußischen Jahrbücher: „Obgleich wir die unvergleich härtesten Kämpfe mit den Franzosen hatten, ist doch der Nationalhaß des deutschen Volkes gegen diesen Feind bei weitem weniger entflammt als gegen die anderen. Aber die politischen Folgen werden natürlich durch solche mehr oder weniger großen Antipathien zwischen den Kämpfenden nicht berührt werden. Worin nun auch die direkten Schadloshaltungen, die die Franzosen uns werden leisten müssen, bestehen werden, fast noch wichtiger ist, daß die Grundidee, die den Franzosen in diesen vierundvierzig Jahren den moralischen Halt gegeben hat, eben der Revanchegedanke, definitiv zerstört ist. Er ist tot und kommt nicht wieder. Die Erfahrung, die die Franzosen heute mit ihm machen, ist so furchtbar, daß keinerlei noch so leidenschaftliche Agitation ihn wieder bei den

Massen wird zum Leben erwecken können. Eine stärkere Koalition, als sie diesmal gegen Deutschland zusammengebracht worden ist, gibt es nicht. Mit diesen beiden Bundesgenossen, Russland und England, glaubten die Franzosen des Sieges unbedingt sicher zu sein; die Friedensliebe Deutschlands wurde als Schwäche ausgelegt. Aber der Sieg ist ausgeblieben, und es war der letzte Augenblick, wo er überhaupt ins Auge gefaßt werden konnte, denn der Mangel der Volksvermehrung läßt Frankreich in der Rangordnung der Mächte nur noch immer tiefer sinken. Wie auch das europäische Staatsystem aussehen wird, die alten Revanchehoffnungen sind gebrochen. Was das Kaiserreich nicht vermochte, hat auch die demokratische Republik nicht vermocht — woran soll das französische Volk sich künftig halten? Es wird sich, um überhaupt mit Bewußtsein weiter zu bestehen, eine ganz neue Volksseele schaffen müssen."

Auch Delbrück ist der Meinung, daß die Franzosen „von den drei Hauptverbündeten unzweifelhaft den moralisch am wenigsten ansehbaren Kriegsgrund in ihrem so lange im Herzen getragenen Revanchegedanken hatten“. So empfinden auch unsere Soldaten im Felde, und wenn nicht, wie schon gesagt, jene immerhin häßlichen Flecken der Mißhandlung von Ärzten, Verwundeten und wehrlosen Zivilpersonen dem Schild der französischen Ehre in diesem Krieg zur Unzierde gereichten, so brauchten wir überhaupt kein Gefühl des Grosses gegen das französische Volk im Herzen zu tragen. Daß es uns durch seine Weigerung, 1871 ein für allemal anzuerkennen, über ein Menschenalter lang zu immer erhöhter militärischer Bereitschaft genötigt hat, dafür sind wir ihm erst recht keinen Haß, sondern Dank schuldig. Wir müssen aber noch viel mehr in bezug auf die Franzosen anerkennen. Sie haben uns gezeigt, daß sie trotz der inneren Schäden, an denen ihr Leben krankt, trotz des nationalen Ideals der kleinen Rentnerexistenz für den Mann von vierzig Jahren, trotz des Zweikindersystems, des Atheismus und des Panamismus imstande sind, sich in bewundernswertter Weise moralisch zusammenzureihen. Was die französische Armee unter der Führung des Generals Joffre nach ihren schweren Niederlagen während der ersten Wochen nach Vollendung unseres Aufmarsches geleistet hat, das bringt kein Volksheer — ein solches besitzen die Franzosen ebenso gut wie wir — zuwege, wenn ihm nicht aus der Tiefe der Nation mächtige sittliche Kräfte zuströmen. Wir erleben es jetzt, wie sehr diejenigen recht hatten, die davor warnten, den französischen Gegner zu unterschätzen. Menschlicher Voraussicht nach

wird den Franzosen das alles auf die Dauer nicht viel helfen, weil ihre Volkstrafe trotz aller Anstrengungen sich schneller erschöpfen muß als die unserige, weil weiter ihr finanziellwirtschaftlicher Organismus, der schon vor dem Kriege in Unordnung geraten war, von Anfang an viel schlechter funktioniert hat als ihr Heerweisen, und weil sie endlich über kurz oder lang einsehen werden: daß eigentliche Ziel, wofür wir in den Kampf gegangen sind, ist unerreichbar!

Natürlich ist es schwer, einen Blick in die Zukunft zu tun, aber ich möchte trotzdem erneut und bestimmt die Vermutung aussprechen, daß die Lehre dieses Krieges wahrscheinlich die Grundstimmung Frankreichs vom erregten nationalen Chauvinismus zu einer Friedensstimmung, zum Pazifismus wenn man will, wandeln wird. Das kann aber natürlich nur dann geschehen, wenn wir dem besiegierten Volk keine Friedensbedingungen aufzuerlegen versuchen, gegen deren dauernde Geltung es sich unter allen Umständen aufzäumen muß. Was in den Franzosen immer noch steckt, das haben wir jetzt gesehen, und es gibt niemand unter uns, der sie darum hätte. Im Gegenteil, es ist deutsche Natur, die Stärke des Gegners im Kampf um so mehr zu achten, je deutlicher sie ihre Wurzeln in der Tiefe des Volksbewußtseins hat. Gerade daher sollten wir aber erkennen, daß es für uns auch nach dem entschiedensten Siege unmöglich und unerlaubt wäre, Frankreich ähnlich behandeln zu wollen, wie Napoleon von 1807 bis 1813 Preußen behandelt hat. Das französische Volk wird sich 1915 ebenso wenig mit seiner Zerstörung abfinden, wie das preußische 1807. Wie schwer hatte Napoleon Preußen getroffen, wie ausgesogen und geknebelt schien ganz Deutschland dazuliegen — und wie gewaltig war seine Erhebung nur sechs oder sieben Jahre später!

Ich scheue mich daher nicht, als den ersten Grundsatz für die Wiederherstellung des Friedenszustandes nach dem Siege den aufzustellen: Frankreich ist an seinem Besitz, an seiner Ehre und an seinen Interessen so weit zu schonen, daß es als wirkliche Großmacht bestehen bleibt und imstande ist, uns und Österreich-Ungarn nachher die Hand zu einer gemeinsamen Regelung der zukünftigen Weltverhältnisse zu reichen. Es versteht sich von selbst, daß die beiden europäischen Zentralmächte nach dem Siege für ihre Interessen sorgen, aber sie werden klug tun, wenn sie Frankreich, das nicht von Natur, sondern nur durch einen psychologisch wohl notwendigen, geschichtlich aber fortigierbaren Irrtum ihr Gegner geworden ist, gewissermaßen als Teilhaber aufzunehmen. Die Politik der Ver-

söhnung, die der Kaiser und der verstorbene Unterstaatssekretär v. Kiderlen-Wächter Frankreich gegenüber zu verfolgen sich bemühten, war grundsätzlich doch die richtige. Sie ist praktisch daran gescheitert, daß die Franzosen nicht auf das Traumbild der Revanche verzichten und statt dessen reelle Vorteile diesseits und jenseits des Meeres eintauschen wollen. Jetzt haben sie sich mit einer ungeheuren, mißglückten Kraftanstrengung und mit unermesslichen Opfern an Blut und Vermögen davon überzeugt, daß der Frankfurter Friede unerschütterlich stehen bleibt. Der Kampf der beiden großen Völker, der von den Übergriffen Ludwigs XIV. bis zu den großen Positionsschlachten im Herbst dieses Jahres in Nordwestfrankreich fast ein Vierteljahrtausend gedauert hat und nie länger als für knappe zwei Menschenalter unterbrochen war, wird wahrscheinlich mit diesem Kriege zu Ende sein.

Im Gegensatz zu Frankreich sind Russland und England durch ihre politische Entwicklungsgeschichte und durch die Natur des Anspruchs auf Universalherrschaft, den jede dieser beiden Mächte an ihrem Teil erhebt, notwendig so lange unsere unversöhnlichen Gegner, bis ihre Kraft, eine uns und unsere Bundesgenossen erdrückende Weltstellung zu erstreben, zerbrochen ist. Deutschland kann sich, samt Österreich-Ungarn, wohl mit Frankreich, nie aber mit England oder Russland oder mit beiden zu einem Klarer, die gegenseitigen Kräfte nicht fesselnden, sondern stärkenden Bundesverhältnis zusammenfinden. Deutschland und Frankreich wären an sich imstande, unter gegenseitiger Rücksichtnahme, eine wahrhaft große, zugleich europäisch und überseeisch orientierte Politik zu machen, ohne daß die Lebensinteressen der beiden Nationen sich irgendwo kreuzten. Natürlich müßte vorher eine umfassende Regulierung des Kolonialbesitzes stattfinden, der namentlich in Afrika auf seltsame Weise durcheinanderstreut ist, aber das ist keine unmögliche Aufgabe. Die Franzosen werden im tropischen Afrika auf große Gebiete verzichten müssen, aber es wäre keineswegs schwer, eine Entschädigung für sie zu finden, sobald im übrigen der Krieg nicht nur gemäß den deutschen und österreichischen, sondern auch gemäß den wirklichen französischen Interessen zu Ende geführt ist.

England verlangt die Seeherrschaft, die es Seesuprematie nennt, für sich allein. Das ist für Deutschland unter seinen heutigen wirtschaftlichen Lebensverhältnissen eine unabsehbare Forderung. Da die Engländer nichts von ihr nachlassen wollten und voraussehen, daß es ihnen in absehbarer Zeit überhaupt nicht mehr möglich

sein würde, die Mitherrschaft Deutschlands auf den Meeren auszuschließen, so entzündeten sie den Weltkrieg. Nach ihrem stets befolgten System hofften sie, wenn auch alle übrigen Mächte geschwächt würden, selber unbeschädigt und gestärkt aus dem Kriege herorzugehen. Sie haben den Kampf für ein ungerechtes, moralisch und politisch auf die Dauer gleich unmögliches Ziel begonnen, indem sie verlangten: damit wir selber vollkommen ungehemmt alle Lebensmöglichkeiten entfalten können, sollen andere große Völker ihren Lebensspielraum einschränken und ihre Lebenskraft verkümmern lassen. Das ist das Frevelhaftste in der englischen Politik: diese aus Heuchelei, Hochmut und Profitgier zusammengesetzte, ins Verbrecherische ausartende kalte Selbstsucht, der alle anderen Nationen nur zur Dienstbarkeit und Ausbeutung gut genug erscheinen. Darum gibt es zwischen dem heutigen Deutschland und dem England von heute keinen Frieden. Es kann nur einen Frieden geben, hinter dem entweder Deutschland oder England etwas anderes geworden ist, etwas Größeres oder Beschränkteres, als vordem. Eine deutsch-englische Interessengemeinschaft, die kein bloßes Scheingerede war, hätte vor dem Kriege nur dadurch ins Leben gerufen werden können, daß England faktisch auf die alleinige Suprematie zur See verzichtet. Das wäre, formell betrachtet, ein ähnlicher Entschluß gewesen, wie wenn die Franzosen dem Revanche-Ideal entagt und sich ehrlich mit uns vertragen hätten. Materiell standen die Dinge natürlich so, daß Frankreich durch eine solche scheinbare Selbstbeschränkung in Wahrheit den größten Vorteil gehabt hätte; denn was wäre den Franzosen unerreichbar gewesen, sobald sie aufrichtig mit uns und Österreich-Ungarn zusammengingen! England aber hätte aufhören müssen, die Welt als sein ausschließliches Nutzungsgebiet zu betrachten.

Sowenig wie mit England, so wenig gibt es für uns eine friedliche Verständigung mit Russland. Es gibt sie darum nicht, weil Russland beansprucht, die politische Vorherrschaft aller slawischen Völker zu sein, und weil es darauf besteht, die Türkei zu verschlingen. Das eine Ziel richtet sich gegen die Existenz Österreich-Ungarns, und diesen Staat können wir um unserer eigenen nationalen Sicherheit und Zukunft willen nicht zertrümmern lassen. Das andere greift in das Gebiet unserer Lebensinteressen im Orient ein und beraubt uns und Österreich-Ungarn der Möglichkeit, unseren Kultureinfluß in einer bedeutsamen, durch die Natur und durch die Geschichte gleich bestimmt vorgezeichneten Richtung zu entfalten.

Das russische Zukunftsideal kann nur erreicht werden durch die Zerstörung großer politischer Gebilde, deren Erhaltenbleiben für die Zukunft Deutschlands eine unmittelbare Notwendigkeit bildet. Von Deutschland und Russland gilt dasselbe, was von Deutschland und England galt: wir können zwar mit Frankreich, aber nie mit Russland einen Frieden schließen, der beiden Teilen die Möglichkeit gewährt, im guten Verhältnis miteinander und ohne gegenseitige Behinderung nationalen Aufgaben nachzustreben.

Von der größten Bedeutung ist in diesem Zusammenhange der Eintritt der Türkei in den Weltkrieg. Die Türken haben sich hier, wie schon Bismarck und Moltke von ihnen sagten, in der Tat als die Gentlemen des Orients gezeigt. Nicht im Moment eindrucks voller deutsch-österreichischer Siege, sondern, während das Ringen an der südlichen Nordsee, in Ostfrankreich, in Polen und in Galizien noch unentschieden fortduert, hat die Türkei ihre Bundesgenossenschaft mit uns erlätt. Die Türken waren nicht die Angreifer, sondern die Angegriffenen. Allerdings waren sie schon lange entschlossen, auf unsere Seite zu treten, denn sie wußten, daß nur wenn wir siegen, der Bestand ihres Reiches gerettet werden kann. Nach außen hin aber, auch für den Islam, lag viel daran, daß der Gegner seine grundsätzliche Feindschaft gegen die Türkei auch unmittelbar in seiner Handlungsweise offenbarte. Das geschah durch den Versuch der Russen, den Ausgang aus dem Bosporus in das Schwarze Meer durch Minen zu sperren. Siebenhundert scharfgeladene Minen hatte das russische Fahrzeug an Bord, das von den Türken überrascht und angegriffen wurde, als es sich eben an das Geschäft machen wollte, den im Bosporus liegenden und den in das Schwarze Meer hinausgegangenen Teil der türkischen Flotte voneinander zu trennen. Wäre das geglückt, so hätten die Russen mit Aussicht auf Erfolg erst die Schiffe im Schwarzen Meer angreifen und dann den Versuch zur Fortcierung der Meerenge machen können. Daß hier gute Wacht gehalten wurde, war vielleicht entscheidend für den nun bevorstehenden ersten Abschnitt des türkisch-russischen Krieges im Schwarzen Meer. Das Ziel muß sein, die russische Flotte aufzusuchen und zu schlagen. Sie ist den türkischen und den beiden deutschen der Türkei überlassenen Schiffen an Zahl der Einheiten, namentlich an Unterseebooten, überlegen, aber die bessere Führung und zum Teil auch das bessere Material werden wohl auf Seiten der vereinigten deutsch-türkischen Seemacht sein. Möglicherweise werden wir eine direkte Entlastung vom Druck

des Gegners gar nicht so bald als Folge des türkischen Vorgehens zu spüren bekommen. Die türkische Armee ist zahlreich, aber zum Transport nach Südrussland würde erstens die unbedingte Seeherrschaft auf dem Schwarzen Meer und zweitens eine große Anzahl von Transportschiffen gehören. Beides müßte den Russen erst noch im Kampfe abgewonnen werden. Der Angriff auf die russische Kaukasusgrenze wird wohl unternommen werden, vielleicht in Gemeinschaft mit persischen Streitkräften und unter Benutzung persischen Gebiets. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde niemand den Persern kriegerische Bedeutung beilegen, aber jetzt, wo Persien nicht für sich allein, sondern als bedeutendes Glied der ganzen islamischen Welt mit in Betracht kommt, stehen die Dinge doch anders. Man muß aber bedenken, daß in Asien, wo es noch keine Eisenbahnen und Fahrstraßen gibt, alle kriegerischen Operationen sehr langsam vor sich gehen. Vermutlich würden die Russen von ganz Transkaukasien nur die Festungen Kars und Alexandropel und die Petroleumquellen von Balu zu verteidigen versuchen. Bis aber starke türkische Kräfte auch nur in der Aragsebene stehen, werden im günstigsten Falle viele Wochen vergehen. Auf die Entscheidung in Polen und Galizien, die schneller herbeigeführt werden muß, wird die Türkei also keinen direkten Einfluß gewinnen können.

Die Türken haben sich ziemlich lange Zeit gelassen, bis sie in den Krieg eintraten. Das war notwendig und das war gut. Notwendig, weil erst zahlreiche Verteidigungsmaßnahmen getroffen werden mußten, um wichtige Punkte gegen englische, französische und russische Angriffe zu schützen. Gut, weil während dieses Vierteljahres die Propaganda gegen die verbündeten Gegner des Sultans bei allen mohammedanischen Völkern gehörig betrieben werden konnte. Wer die Verhältnisse überschaut, dem ist es deutlich, daß mit dem Seegesetz vor dem nördlichen Eingang des Bosporus ein Stein ins Rollen gekommen ist, von dem niemand heute sagen kann, was alles durch ihn zertrümmert und erschüttert werden wird. Wenn jetzt der Islam gegen Russland und England, in zweiter Linie auch gegen Frankreich, in Bewegung gesetzt wird, so müssen die größten, heute noch gar nicht absehbaren Wirkungen daraus entstehen. Am stärksten betroffen wird England. Ein großer Teil von Indien, ganz Agypten, der Sudan, das meiste vom englischen Westafrika, Arabien, Afghanistan und das englische Interessengebiet um den Persischen Golf sind mohammedanisch. Überall dort

ist die islamische Gärung nicht erst von gestern. Nun gelangt an die Völker der Russ: der Kalif hat sich als Feind Englands erklärt!

In Russland ist das ganze sogenannte Mittelasien mohammedanisch, ferner ein Teil von Westsibirien und vom Wolgabiet, die Hälfte des Kaukasus, die Krim. Außerdem grenzt das asiatische Russland einschließlich Kaukasiens auf langen Strecken an mohammedanische Gebiete, die Türkei, Persien, Afghanistan, Chinesisch-Turkestan. Unter den Islambewohnern auf russischem Gebiet befinden sich Millionen kriegslustiger und fanatischer Menschen. Vor allen Dingen gilt das von den sogenannten Tataren im Kaukasus, von den Bergvölkern, von den Turkmenen und Chiwanern.

Auch Frankreich beherrscht in Nord- und in Westafrika viele Millionen Mohammedaner. Sie sind vielleicht dem unmittelbaren Einfluß des Kalifats etwas weiter entzündt, als die östlich wohnenden Gläubigen. Ohne innere Folgen wird aber der türkische Krieg auch für Algier, Tunis und Marokko nicht bleiben. Deutschland hält hier ein Druckmittel für die französische Zukunft in der Hand. Können wir im zukünftigen Frieden gewissermaßen als Bürge dafür auftreten, daß die Lage der Mohammedaner im heutigen französischen Afrika befriedigend ist und bleibt, so sind wir damit imstande, Frankreich einen großen Dienst zu leisten. Natürlich müßte die französische Politik sich auch ihrerseits danach einrichten.

Wahrscheinlich wird der türkische Krieg ein Krieg des Islam gegen England und Russland werden. Geschieht das, so bedeutet es auf jeden Fall eine schwere Erschütterung der englischen wie der russischen Macht auf Gebieten, die weitab von der Möglichkeit direkter Einwirkungen Deutschlands und seines Bundesgenossen Österreich-Ungarn liegen. Um so mehr aber wird unsere Aufgabe erleichtert, England und Russland niederzuringen und uns dadurch den Weg zur deutschen Weltarbeit der Zukunft frei zu machen.

Unendlich viel mehr, als auf die möglichen Gewinne und Verluste an unseren und Österreich-Ungarns Grenzen kommt es darauf an, daß wir freie Bahn für die Ausbreitung des deutschen Gedankens in der überseeischen Welt gewinnen. Wir wiederholen, was wir schon am Eingang dieses Stüdes gesagt haben: die drei unabsehbaren Felder, auf denen es sich darum handelt, ob das deutsche Wesen sich durchsetzt oder gar überwiegend zum bestimmenden Einfluß auf die kommende Entwicklung der Dinge gelangt, sind China, der Orient und Afrika. Wenn dieser Krieg gewonnen ist, so bedarf es nur einer kurzen Abrede zwischen uns und den Ameri-

tanern, um die japanische Flotte zu versenken und Japan gemeinschaftlich von der in unglaublicher Selbstüberhebung unternommenen Arbeit, den ganzen Osten Asiens unter japanische Vorherrschaft und japanische „Kultur“ zu bringen, zurückzuschrecken. Dann können wir uns mit den Angelsachsen in die friedliche Arbeit der Unterstützung Chinas bei der Schaffung einer neuen, aus abendländischem und chinesischem Wesen zur Einheit gelangenden Kultur teilen. Fällt diese Aufgabe an dem Biertausendmillionenvolk allein den Engländern und Amerikanern zu, so ist und bleibt die Zukunft der Welt im wesentlichen angelsächsisch.

Im Orient wird ein großes Stück deutscher Zukunft schon in der Tatsache enthalten liegen, daß wir Seite an Seite mit der Türkei stehen und von hier aus betusen sind, nach dem Siege dem deutschen Kultureinfluß auf materiellem und namentlich auf geistigem Gebiet breite Tore in eine neue Welt hinein zu eröffnen. Mit den Mohammedanern verstehen wir uns besser, als die Engländer und die Franzosen. Auch im tropischen Afrika haben nicht jene, sondern wir die wirksamere und dem inneren Wesen der schwarzen Rasse mehr entsprechende Art der Menschenbehandlung gefunden. Unsere Eingeborenopolitik auf afrikanischem Boden kann vertieft und vervollkommen werden, aber sie entspricht grundsätzlich dem Naturell des Negers und wird, möglichst über alle tropischen Teile des Kontinents ausgedehnt, gute Erfolge zeitigen.

Diese ganze große Zukunft des deutschen Gedankens in der Welt hängt an unserem Sieg. Um voll zu siegen, müssen wir die Gesamtheit unseres Volkes, solange der Krieg auch dauern mag, bei Kräften und bei entschlossenem Wollen erhalten. Dazu gehört all das, was wir auf dem Gebiet der inneren Organisation, Volksverpflegung, Wohnung und dergleichen, verlangt haben. Um den Sieg dauernd zu gestalten und um nicht in den unsere Zukunft zu verschlingen bereiten Rachen des Weltmachtgedankens zu fallen, müssen wir uns darüber klar sein, daß nur zwei von den uns feindlichen großen Mächten durch ihre innere Natur und ihr geschichtliches Wesen auf den Kampf gegen die deutsche Zukunft als solche gestellt sind; die dritte aber eher dazu bestimmt, nach dem Siege von uns und unseren Bundesgenossen als Freund und Teilhaber fürs kommende Zeitalter deutscher Arbeit in der Welt aufgenommen zu werden. Wie die Dinge liegen, bedarf es dazu erst noch einer entscheidenden Niederlage der französischen Heeresmacht. Dem Zwange dieser Notwendigkeit können weder wir noch die Franzosen

ausweichen. Erst muß durchgefämpft werden, bis es ganz deutlich ist, daß die Franzosen auch im Verein mit diesem stärksten für sie möglichen Bündnis der schwächere Teil sind. Danach aber, soweit es auf uns ankommt: Bereitschaft zum Frieden, ja zu gemeinsamer politischer Arbeit mit den Franzosen. Gegen England kann es nur heißen: Verteilung der englischen Seeherrschaft! Gegen Rußland: Fort mit dem Zarismus aus allen Gebieten, die durch Natur und Geschichte zur Teilnahme an der abendländischen Kulturgemeinschaft bestimmt waren und nur widerrechtlich an Rußland kamen. Dies Ziel im Auge behalten, für dieses Ziel alles bis zum Letzten einzusehen — das heißt Arbeit für das kommende deutsche Weltalter.



Das vorliegende Heft soll gewissermaßen den Übergang von der letzten Auflage von Dr. Paul Rohrbachs bekanntem Buch „Deutschland unter den Weltvölkern“, die vergriffen ist, zu einer neuen Auflage bilden, deren Bearbeitung schon weit vorgeschritten war, als der Krieg ausbrach. Die neue Auflage von

**Paul Rohrbach,  
Deutschland unter den Weltvölkern**

wird daher unter Berücksichtigung der dann geschaffenen Verhältnisse sofort nach dem Krieg im gleichen Verlage erscheinen.

---

Im gleichen Verlag sind ferner von Paul Rohrbach erschienen:

**Im Lande Jahwehs und Jesu. 2. Auflage**

Kart. M. 5.—, geb. M. 6.—

„Warner und besonders Religionstelehrer sollten sich das Buch nicht entgehen lassen.“ Die Schilderung der Landschaft, die plastisch geschaute Gefahren, das reiche religionsgeschichtliche Material, die Ausführungen über Jesu Vorstellungen vom Reiche Gottes und vor allem das Suchen des ganz im gegenwärtigen Leben stehenden Verfassers nach dem, was Jesus uns Heutigen ist, können dem Lehrer helfen, den Unterricht sich und den Schülern interessanter zu machen.“ (Evangel. Freiheit.)

**Deutsche Kolonialwirtschaft. Einleitungsband: Kulturpolitische Grundsätze für die Rassen- und Missionsfragen**

Kart. M. 1.50., geb. M. 2.—

„Das Studium des Buches kann allen, die sich über die kolonialen Probleme orientieren wollen — selen es die politischen Gedanken oder die Missionsfragen — nicht dringend genug empfohlen werden.“ (Christl. Freiheit.)

**Deutsche Kolonialwirtschaft. Erster Band: Deutsch-Südwestafrika**

Geb. M. 6.—

„Zusammenfassend sei nur gesagt, daß das Rohrbachsche Werk ein vollendetes Bild der Kolonie, ihrer Wirtschaftsformen und Aussichten vor und entrollt. Hier ist das Land in eingehender und klarer Weise geschildert, wie es ist, einerseits frei von aller und jeder Schönfärberei und andererseits in voller Anerkennung und lichtvoller Darstellung seines Wertes und der aus ihm sich ergebenden Entwicklungsmöglichkeiten. Dr. Rohrbachs Buch sei hiermit auf das wärmste empfohlen.“ (Militär-Wochenblatt.)

R695



3 2000 007 367 735

***DO NOT REMOVE FROM POCKET***

OIMAG



